Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 74

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Otti Pfeiffer
Lesebuch

Zusammengestellt
von
Anna Peters und Susanne Schöneich
mit einem Nachwort
von
Anna Peters

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 74

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln, und in Verbindung mit der Literaturkommission für Westfalen von Walter Gödden

Band 74

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://portal.dnb.de/ abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Das Coverfoto wurde eigens für dieses Lesebuch von Robert Nippoldt gezeichnet.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2018 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1277-5
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

<Die Autorin über ihre Arbeit> 7

LYRIK

Aus »Widerworte aus der Küche«

Wohin ich gehe wenn ich gehe 8

Zwischen zwei Niederlagen 10

Eingebaut ins Riesenrad 11

Klammer auf Klammer zu 12

In dieser Haut 13

Bilanzen 15

Glasscherben im Garten 16

Aus »Mienenspiel der Steine«

Mienenspiel der Steine 18

Fürwörter 19

Wahrheit zwischen zwei Fingern 20

Vogelflug 21

Regen 22

Das Jahr 23

Gymnastik 26

PROSA

Das Straußenei. Oder: Jeder hat das Recht zu brüten 28

Ein Spatz auf dem Roten Platz 31

Damals 37

Der Nachlass 39

Hausmannskost 44

Mein Vater 47

Machen wir mal einen Sandsturm 54
Pascha-Pony 56
So klein mit Hut 61
Zeit, die durch die Sanduhr läuft 66
Anita Dreckspatz 70
Der große Olaf und die kleinen Knüpse 74
Die kleine Fee 78
Einer zuviel im Klassenbuch 81
Freunde läßt man nicht im Stich 86
Nelly wartet auf den Frieden 92
Nicole, vierzehn: »Wer will schon mit der gehen?« 97
Bei Krause zu Hause ist immer was los! 103
Zwischen Himmel und Hölle 106
Der lustige Laden von Kabitze und Kabunke 109
Drei Omas sind zuviel 114
Nelly oder Frieden ist was anderes 121
Leselöwen Lachgeschichten 125
Kullemulle wird großer Bruder 129
Papa nur für mich 135
Wer will eine kleine Katze haben 139
Ein Schmetterlingskuß bringt Glück 144
Jim Jumbo auf Reisen 147
Anna Peters: Nachwort 151
Textnachweise 164

<Die Autorin über ihre Arbeit>

»Ich würde gerne einfache, schlichte, ja simple Bilder finden, Bilder, in denen deutlich wird, in welche Widersprüche wir verwickelt sind, wie machtlos wir vor den durchkonstruierten Machtmitteln stehen, wie unvollkommen zwischen allem Perfekten. Wenn mir schon der Überblick über allgemeine Wahrheiten fehlt, so möchte ich wenigstens die Wahrheit in ein paar Splittern und Fetzen zu fassen kriegen, nur das interessiert mich, und dann will ich sie einfach und harmlos mitteilen.«

Aus »Widerworte aus der Küche«

Wohin ich gehe wenn ich gehe

Ich nehme mich wichtig, keiner sonst tut es, man nimmt mich in Anspruch, greift auf mich zurück, hält mich für selbstverständlich. Sauberkeit ist noch nicht die Leistung eines Roboters, sie ist auch nicht wichtig, nur bei Hemden, bei Geschirr, bei Kinderfüßen, bei Tischtüchern, Kartoffeln, Toiletten, unter Fingernägeln. Heute habe ich Gardinen gewaschen, das ist keiner Antwort wert, von zweiundzwanzig Metern Gardine die Rollen auf Schienen gefädelt, das fühl ich in meinem Arm. Da sitzen meine Lieben, erzählen vom Abenteuer des Tages. Ich habe mit Gardinenrollen gekämpft. Das hatte ich schon erwähnt.

Was ist Revolution, Mutti? Also, das ist ... Es hat schon mal Frauen gegeben, die haben ihren Mann und die Kinder einfach verlassen, haben ein neues Leben begonnen, allein. In ihrem alten Leben saßen sie hinter Gittern, im Gefängnis. Nun waren sie frei. Ach, sei nicht bange! Ich werde euch niemals verlassen. Ich liebe mein Gefängnis. Zwischen zwei Gitterstäben seh' ich noch immer ein Stück der Welt. Ich mach doch keine Revolution, die mich auffrißt! Ließe ich mir Arme und Beine abhacken, wäre ich frei, aber an einen Rollstuhl gefesselt, würde Schmerztabletten von morgens bis abends brauchen. Nein, nein, die Frauen machen keine Revolution. Damit ist nicht zu rechnen. Zum Revolutionär braucht man von vornherein ein gewisses Maß an Freiheit. Das, mein Söhnchen, haben wir nicht.

Zwischen zwei Niederlagen

Wenn mein Mann kocht, ist er Hobby-Koch und erntet Bewunderung.
Ich koche den Alltag.
Wenn mein Mann mit den Kindern spielt, entfaltet er viele Künste, spielt ein Fest.
Ich spiele den Alltag.
Bringt mein Mann die Kinder ins Bett, ist er Stratege in einer Schlacht. Drei, zwei, eins, zero.
Ich bringe den Alltag zur Ruh'.

Eingebaut ins Riesenrad

Ich bin eingebaut
ins Riesenrad
als kleinstes Rad
als Speiche
im kleinsten Rad
Zwischen oben und unten
kein Unterschied
zwischen Hell und Dunkel
kein Erwachen
Ich drehe mich
damit sich das
Riesenrad dreht
Manchmal hör ich
Lachen
aus großer Höhe

Klammer auf Klammer zu

Um ein bißchen Ordnung
in die Welt zu bringen
gehe ich alphabetisch vor
A Abstand Alter Angst
E Entsetzen Entzücken
F Freiheit
G Gefängnis
K Krankheit Krieg
M Minderheit
O Obdachlos
R Randerscheinung
T Tod
V Vergeblich
Lochen
Abheften
Zwischen Aktendeckeln
leicht überschaubar
fast erledigt
jedenfalls nicht mehr hautnah
läßt sich die Welt
in den Griff nehmen

In dieser Haut

Ich habe eine Universalschere geschenkt bekommen. Damit schneide ich das Universum in Stücke, schneide es mundgerecht, bis ich es schlucken kann. Ich leide nicht an Magenbeschwerden.

Ich stecke in meiner Haut, in dieser Haut stecke ich, ich kann nicht aus der Haut fahren, in eine andere Haut schlüpfen, meine Haut sitzt mir angegossen, ich kenne sie, ihre Falten, ihre Abschürfungen, ihre Schwielen, sie grenzt mich ab, die Welt dringt nur vor bis an meine Haut. Nichts geht mir unter die Haut, in meiner Haut bin ich allein.

Bilanzen

Die Früchte des Sommers friere ich ein. In meiner Tiefkühltruhe bewahren Kirschen ihre Frische, Beeren ihren Saft, Aprikosen ihr Aroma. Ich wirtschafte gut. Meine Träume lege ich auf Eis, mein Herz in Alufolie überdauert die Zeit. So bleibe ich jung für ich weiß nicht was.

Glasscherben im Garten

Ich gebe dir
einen Gutschein
für mein Herz
erst wenn ich gestorben bin
ist er verfallen

Ich will mich teilen
aufteilen
zuteilen
verteilen
so kann ich mich mitteilen
teilhaben
Anteil nehmen
Geteilt
habe ich mein Teil
Vorteil und Nachteil
Bei dir
bin ich Teilhaber
ein Teil des Ganzen

Mienenspiel der Steine

Im Spiegel
zähle ich Augenblicke
Immerfort
entfällt einer nach dem anderen
meinen Wimpern
Die Katze dehnt sich
in der Sonnenpfütze
am Wolkentag
Meine Augenblicke
suchen Halt an mir
Aufenthalt in mir
Ich kann nicht gewähren
Dauer und Geltung
Ich entfalle
jeden Augenblick
mir selbst

Fürwörter

Die Laternen lieben mein Haus
sie legen ihr Licht um meine Haustür
sie leuchten auf dem Weg
den meine Füße suchen
ich brauche Laternen
mehr als den Mond

Wahrheit zwischen zwei Fingern

Ich vermisse mich selbst
in all diesem Trubel
Irgendwann hab ich mich
abgestellt
Zur Aufbewahrung gegeben
Ich möchte mich abholen
Wo?
Vielleicht bin ich längst
verlorengegangen
in Vergessenheit geraten
Lange her
die letzte Begegnung
Wie beschreibe ich
meinen Verlust
in der Anzeige
beim Fundbüro?

Vogelflug

Darf ich einen Vogel fangen?
Sieh, dort fliegt ein Vogel, fang ihn!
Wie kann ich einen Vogel fangen?
Lern fliegen!

Regen

Regen
hängt sich
ans Eisengitter
Tropfen
warten
zittern
lassen los
fallen

Meine straff gespannte
dünne Trommelhaut
fängt sie auf
und singt
vereinzelte Töne

Das Jahr

Ganz früh
im Jahr
blühn die kleinen Blumen
atmen im Schnee
Totgeglaubtes
färbt den eisigen Mund
des Winters
mit einem Lächeln

Warum
wenn ich meine Sommerträume
wegschließe
gefaltet gebündelt
bereit für den Winterschlaf

Warum
dann noch Winken mit Prachtfarben
Grüße
einer letzten Rose

Warum der lange
lang
same Abschied
Trostgesten
Versprechungen
leeres Geschwätz
Jetzt kommt der Winter

Vor meinem Fenster
das prunkvolle Fest
Sterben
in Gold Purpur
Braun und Grau
bestickt mit Rot
von giftigen Früchten
leise mischt der Tod
die Blätter auf dem Weg
Für den
der Hoffnung braucht
bewahrt sich dunkel
Immergrün
mit spitzen Nadeln

Gymnastik

Hautfalten
entfalten
Ihr Inneres
in Gebrauch nehmen
Zusammengedrücktes
Kleingehaltenes
Zerknautschtes
auseinanderzerren
glattziehen
dehnen straffen
und: die Fersen heben
hoch hinaus
etwas erreichen
anschlagen
da oben
Auseinandergefaltet
beschreibe ich
meine Reichweite
fülle meinen Körperraum aus
schiebe Grenzen weg
lache
und schaue über den Zaun

Auf einem Bein
steh ich nicht
standfest
fühle mich unsicher
halte nicht
mein Gleichgewicht
gerate ins Schwanken
brauche sofort
als Stütze
das zweite Bein
Wie finde ich
den Schwerpunkt
in mir?
Erproben
entdecken
finden
ihn verlagern
Ich verlasse mich jetzt
auf ein Bein
und einen gewissen
Halt in mir
Ein Weilchen
halte ich stand

Das Straußenei. Oder: Jeder hat das Recht zu brüten

[...]
Die Kinder spülen in der Küche. Es ist ganz still. Ich denke immer, sie machen etwas kaputt oder sie können irgend etwas überhaupt nicht. Wahrscheinlich weil ich nicht dabei bin, die ich doch alles so viel besser kann und so viel schneller arbeite! Ich habe meine Kinder an die Wand gedrückt mit meiner Hausfrauenperfektheit, die weder Langsamkeit noch Ungeschick geduldet hat. Diese Tüchtigkeit provoziert ja förmlich zerbrochene Teller und umgestoßene Kakaobecher. Und warum, warum das? Wegen der Unentbehrlichkeit, wegen meiner eigenen Unentbehrlichkeit!
Ich werde rot in meinem Bett. Ich streichle über das runde, warme Ei. Ich möchte diesen Gedanken wegschieben. Wenn ich erst mit dem Brüten fertig bin, werde ich vieles anders machen! Was werde ich tun, wenn ich fertig bin? Ich weiß es noch nicht. Nur: es darf nicht mehr werden wie es war. Mir wird das Brüten gefährlich. Es fallen mir Sachen ein über mich selbst – wer hätte das gedacht, daß mein Hausfrauenfleiß einem Prestigedenken entspringt! Wer hat mir bloß eingetrichtert, daß immer alles sauber, immer alles makellos, immer alles fertig sein muß? Da ich diesen Anspruch ernst nehme, laufe ich ständig hinter einer unerreichbaren Vollkommenheit her ... und brauche Bestätigung, verlange von den Meinen, daß sie mich wichtig nehmen, bin dauernd darauf aus, sie nie vergessen zu lassen, daß mein endloser Fleiß der Anerkennung bedarf.
Das muß sich ändern. Ja, das werde ich ändern.

***

In dem großen Ei, das seine goldene Farbe allmählich verliert, nimmt der Strauß Gestalt an. Er bewegt sich in der Schale, klopft gelegentlich, wälzt sich, reckt sich. Gedämpft durch die Schale fühle ich seine Lebendigkeit.

Das Brüten war eine egoistische Angelegenheit und ist sie noch, und doch wird ein neues Leben daraus. Irgendein Leben, es meldet sich, es spricht zu mir mit der unmißverständlichen Sprache des Körpers, die ja die erste Sprache des Lebendigen ist. Ich habe nicht des Straußes wegen gebrütet, sondern um meinetwillen. Mit der Konsequenz des Lebendigen kommt es dem Ei und seinem Bewohner zugute. Und mir. Mir?

Warum entwickelt sich nicht mit dergleichen Konsequenz auch etwas in mir, nimmt Gestalt an, reckt sich, klopft die Schale ab, sprengt sie, ist fertig und unübersehbar da, noch ein bißchen ruppig, noch ein bißchen stakelig, aber neu und vollkommen und lebendig?

Mach dich nicht lächerlich! sage ich freundlich, überlegen, altklug zu mir. Mach dich nicht lächerlich. Du wärest auch keine Dompteuse oder Afrikaforscherin geworden, wenn du von früh auf eine Karriere ins Auge gefaßt hättest und nicht – wie es in Wirklichkeit war – die Frottiertücher gestreichelt hättest, die du zur Aussteuer geschenkt bekamst.

Immerhin könnte ich Säuglingsschwester für Straußenbabys werden. Immerhin. Was gibt es denn so? Volkshochschule? Ehrenamtliche Aufgaben in der Gemeinde? Man könnte mich in der Pfarrbücherei einsetzen.

Eigentlich habe ich keine Lust, eine Beschäftigung ohne Verantwortung, einen Achtelberuf fürs Taschengeld zu übernehmen. Das ist Tändelei, der unzufriedenen Frau nachsichtig gegönnt.

Und ich werde wiederum aus Mangel an Wichtigkeit gehässig. Schäbig und gehässig. Nein.

[…]

Aus »Ein Spatz auf dem Roten Platz«

Donnerstag, 16.10.1980 Vor dem Roten Platz – Puschkinmuseum – Moskauer Staatszirkus – Metrostationen

Der Rote Platz ist abgesperrt. Eine lange Kette versetzbarer Eisenzaunelemente riegelt alle Zugänge zum Platz ab. Miliz, Miliz, überall Miliz. Hinter der Absperrung zieht die langsame Prozession geduldiger Menschen zum Lenin-Mausoleum. Das Ende der Menschenschlange ist von der Absperrung aus nicht zu sehen, es verliert sich irgendwo im Alexanderpark. Das Tor zum Alexanderpark ist offen, ich sehe dahinter das Grabmal des Unbekannten Soldaten, eine Abordnung mit Fahnen und Kränzen ist dort angelangt, feierlich, würdevoll schreiten die Menschen in Sonntagskleidung vorüber, jetzt in Richtung Lenin-Mausoleum.
Ich lehne mich an die Absperrung, um besser zu sehen, ein Milizsoldat, junges, ernstes Gesicht, scheucht mich zurück. Vater und Sohn, Russen, treten ebenfalls zu nahe ans Gitter, auch sie bekommen Weisung, zwei Schritte zurückzutreten.
Nicolai spricht mit dem Milizsoldaten, bittet um Durchlaß für uns. Nein, wir müssen warten.
Wir versuchen, von einer anderen Seite an den Roten Platz heranzukommen. Auch hier, in der Nähe des Kaufhauses GUM, ist der Zugang abgeriegelt. Aber von hier aus habe ich den ganzen Platz vor mir liegen. Ich sehe die Spitze der Menschenschlange drüben im Lenin-Mausoleum verschwinden.
Ein sonniger Tag, über dem weiten Roten Platz Stille, er ist leer bis auf die Menschen in der Schlange vor dem Heiligtum der Sowjetunion, dem würfelförmigen Marmorbau aus roten und schwarzen Blöcken.

Nur die Basilius-Kathedrale sieht nach menschlich Heiterem aus, alles andere ist Feierlichkeit, Würde, Ernst, auch die rote Kremlmauer, auch die Türme, die sich darüber erheben und die große Uhr am Erlöserturm.
Der Rote Platz. Warum »roter« Platz? Rot und schön sind im Russischen ein und dasselbe Wort. Der schöne Platz. Er ist schön, so glänzend im Sonnenlicht, schön und würdevoll.
Da wir warten müssen, bummeln wir durchs Kaufhaus GUM. Der erste Eindruck ist verblüffend: unter einer riesigen dreistöckigen Stahlkonstruktion mit gewölbtem Glasdach reihen sich rechts und links kleine Läden aneinander. Treppenaufgänge und Brücken führen in die oberen Stockwerke, bilden die Verbindung der beiden Straßenseiten. So viele Menschen drängen sich, daß wir nur langsam geschoben werden, kaum läßt sich erkennen, was in den Lädchen feilgeboten wird. Die Luft summt von fremdsprachigen Stimmen. Man sagt, daß täglich 100000 Kunden durch den glasbedachten Basar gehen und kaufen, was es woanders nicht zu kaufen gibt. Wir kaufen nichts. Aber GUM ist lebendig, ist Alltag, ist menschenfreundlich.
Wir versuchen es noch einmal, durch die Absperrung zu kommen. Diesmal haben wir Glück. Der Milizsoldat öffnet die Sperre, wir dürfen passieren, d. h. wir dürfen uns am Ende der Menschenschlange anschließen, um – vielleicht nach ein bis zwei Stunden –ins Leninmausoleum zu gelangen. Ja, leichter ist es nicht zu erreichen.
Und wir wollen genau dasselbe tun wie die Menschenmenge, die so geduldig wartet.
Ein Brautpaar legt am Grabmahl des Unbekannten Soldaten Blumen nieder. Jederzeit werden Brautpaare, die dieser Tradition folgen, vorgelassen. Ich möchte das Paar fotografieren. Natürlich muß ich etwas näher herankommen, also trete ich aus meiner Schlange heraus. Ein Pfiff schrillt. Mitten im Schritt bleibe ich stehen. Er gilt mir.

Ich bin gemeint. Ein Milizsoldat weist mich zurück auf meinen Platz am Ende der Schlange. Ich gehe. Ich habe den Eindruck, ich dürfte nicht mucken. Hier haben nur die Milizsoldaten recht. Nicht ich, nicht irgendeiner der Tausenden, die hier warten. Langsam rücken wir voran.
Das ist ein Bild: Der Park scheint leer, Wege um die baumbestandenen Rasenflächen sind leer, hier landen die Spatzen und die großen Rabenvögel, sie picken geruhsam und fliegen wieder fort – und doch gehen hier wohlgeordnet und diszipliniert viele tausend Menschen. Eine merkwürdige irreale Stimmung erfaßt mich. Ich werde aus ihr herausgerissen, weil Nicolai feststellt, daß wir heute nicht ins Mausoleum kommen, weil es einfach zu lange dauert, im Hotel wartet Ludmilla, eine Führerin durchs Puschkin-Museum.
Jetzt, da wir innerhalb der Absperrungen sind, braucht es Erklärungen bei einem Milizionär, daß wir wieder heraus wollen.
Im Gegensatz zur Tretjakow-Galerie, die ausschließlich russische Kunst zeigt, enthält das Puschkin-Museum europäische Kunst von den alten Ägyptern bis zur Moderne. Es ist so reichhaltig, daß wir uns entscheiden müssen, was wir sehen wollen. Ludmilla führt uns geschickt, erklärt, macht aufmerksam.
Mir fällt auf: hier herrscht ein großes Menschengedränge, schon an der Garderobe stehen die Leute in Dreierreihen vor der Theke, beäugt übrigens von einem Milizionär, die Säle sind gut besucht. Eine Million Gäste sollen täglich die Metropole Moskau besuchen.
[…]

Samstag, 18.10.1980 Jasnaja Poljana – Ein Bauernhaus abseits der Straße

»[…]Nicolai, was wird denn so verdient? Was verdienst du?«
Nicolai gibt bereitwillig Auskunft: Er verdient als Redakteur bei Radio Moskau 120 Rubel im Monat, dazu für seine Sprachkenntnisse 70 Rubel extra, für selbständige Sendungen noch einmal 30 Rubel dazu, mal mehr, mal weniger. Im Durchschnitt hat er 230 Rubel im Monat. Seine Frau, die an einer Spezialschule Deutsch unterrichtet, hat ein Gehalt von 110 Rubeln. Die Miete für seine Wohnung: 20 Rubel, der Kindergarten für Pavel einschließlich Mittagessen 14 Rubel. Heizung und Gas sind billig. Er kann gewiß nicht reich werden.
Er läßt sich von uns erzählen, was in der Bundesrepublik verdient wird.
Endlich kommt Tula in Sicht. Jetzt ist es nicht mehr weit. Der Nebel hat sich aufgelöst, aber die Sonne kommt nicht durch, es ist kühl, Herbststimmung.
Nicolai engagiert Sina für uns. Sie spricht Deutsch, sie übernimmt die Führung durch den Besitz und das Wohnhaus Tolstois.
Am Eingang zum Landgut stehen zwei dicke weiße Steintürme, hier hat, so berichtet Sina, Tolstoi oft gesessen, die vorbeiführende Landstraße –»die Straße des Lebens« – beobachtet, sich von den Bauern die Geschichte und den Zweck ihrer Wanderung erzählen lassen. Sina macht uns auf die schnurgerade Birkenallee aufmerksam, sie kommt in dem Roman »Krieg und Frieden« vor. Hier begegnet uns jetzt ein Brautpaar mit seiner Hochzeitsgesellschaft. Die Braut geht in Weiß mit Kranz und Schleier, trägt den warmen Wintermantel offen darüber.
Sina erzählt, daß das Paar am Grab Tolstois Blumen niedergelegt habe, das machen viele Brautpaare. (Wir zählen an diesem Tag, einem Samstag, insgesamt acht Brautpaa-

re, alle Bräute in Weiß!) Wir wünschen dem Paar Glück. Wir sprechen mit Braut und Bräutigam, Nicolai übersetzt. Sie strahlen.
Immer wenn den Russen jemand wichtig ist – und Tolstoi ist ihnen wichtig –, dann gibt es auch Leninzitate, die Ruhm und Ehre des Betreffenden noch steigern: So gibt es auch Lenin-Kommentare zu Tolstoi. Gleich zu Anfang der Führung sagt Sina: »Lenin sagt: »Erst seit Tolstoi gibt es den einfachen Bauern in der russischen Literatur.«
Hier auf seinem Landsitz hat Tolstoi mit den einfachen Bauern gelebt, er sah ihre Armut und ihr Elend und litt darunter. Er richtete für die Kinder der Bauern eine Schule ein – Sina zeigt uns das Haus, in dem der Unterricht stattfand —, aber die Obrigkeit duldete sie nicht, sie mußte wieder geschlossen werden.
Tolstoi geriet oft selbst in finanzielle Schwierigkeiten, so verkaufte er sein Geburtshaus, das eigentliche Herrenhaus und zog in das benachbarte Sommerhaus. Das können wir besichtigen.
Wir schlüpfen in Stoffpantoffeln und treten in das warme, enge, bescheidene Haus. Tolstoi ist noch nicht allzu lange tot, und Sina versteht es, ihre eigene Bewunderung für den Dichter zu vermitteln. Tatsächlich ist hier alles von vielem langem Gebrauch mit Atmosphäre behaftet – gewiß ist dies ein Museum, aber Tische, Stühle, Samowar und Geschirr, die Bildchen an den Wänden, die abgenutzte Seide des Sessels, die vergilbten Bücher der Bibliothek sind keine toten Gegenstände, sondern Zeugen, der verlassene äußere Rahmen eines Lebens, das erst gerade zu Ende gegangen zu sein scheint. Man weiß, daß Tolstois Charakter nicht einfach war und daß nicht immer Frieden in der Familie herrschte, jetzt aber erzählen die Dinge von Harmonie und von Bescheidenheit, ja Dürftigkeit. […]

Damals

In was für einer Zeit lebten wir Ende der Vierziger, Anfang der Fünfziger? Wir lasen die erstaunlichste Literatur, die aus Amerika, aus England und Frankreich herüberkam – Namen wie Hemingway, Faulkner, Joyce, Elliot, Gide, Cocteau öffneten Einblicke in Neuland, das wir mit Wißbegier betraten, verwirrt und begeistert kehrten wir in unseren Alltag zurück. Was besaßen wir an Literatur? Blut- und Bodenromane versanken spurlos ins Vergessen. Neues regte sich zaghaft – Hesse und Wiechert erschienen auf dem Buchmarkt. Rilke und Beim prägten noch Sprachbilder und lyrische Inhalte. Heinrich Boell war noch unbekannt, ein junger bescheidener Autor, der gleich uns und mit uns Leseabende in Witten bestritt.
Nicht wahr, Hugo, Du und mit Dir Deine Freunde – Friedrich Baukloh, Paul Karalus, Alexander v. Cube und andere – wir fühlten uns aufgerufen und fähig eine neue deutsche Literatur zu schaffen. Wir lebten in der fast fiebrigen Erwartung, auf eine Tabula rasa unsere Zeichen zu setzen.
Damals hatten wir in unserer Region einen eifrigen Literaturmanager: Bruno Schricke, letzter romantischer Vagabund (so dachten wir damals, inzwischen gibt es eine neue Generation), ein Genie, das nie zur Vollendung gelangte. Bruno Schricke organisierte Leseabende, er heuerte junge Autoren im Namen des »Westdeutschen Schriftstellerverbandes« für 20,- DM Honorar an, in Sälen, Gaststätten, in der »Brücke« zu lesen, zunächst vor zahlreichem Publikum. Die Veranstaltungen wurden von Musik eingerahmt: Am Klavier Bruno Schricke, er begleitete Sängerinnen, die alle »Sah ein Knab ein Röslein stehn« im Repertoire hatten. Lange konnte das nicht gut gehen, zu weit klaffte der Spalt zwischen Bruno Schrickes Publikumsunterhaltungskonzept und dem Anspruch der jungen Dichter, einen Dialog über ernste Texte mit dem

Publikum anzuspinnen. Nach einem saftigen Krach trennte man sich für immer ...

Aus »Der Nachlass«

[...]
Ich wache in der Nacht auf. Unzertrennlich hängt mein Leben mit deinem zusammen. Auch jetzt noch. Meine Gedanken sind blockiert von dem einen Satz: Du bist gestorben. Könnte ich dein Leben durchschauen, so fände ich auch den roten Faden in meinem Leben. Ich durchschaue es nicht. Ich blicke in den Spiegel, begegne meinen Zügen, die deine Züge sind. Du bist gestorben. Und ich? Ich möchte die Wirklichkeit durchdringen. Auf Phantasie ist kein Verlaß. Ich träume Schatten auf die weißen Stellen meiner Erinnerung. Ohne Zusammenhang: kleine flüchtige scharfe Bilder.
Du kommst zu Besuch, ich hole dich vom Bus ab. Das braune Kostüm steht dir gut. Du lachst mir entgegen und winkst mit der Tasche. Mit einem raschen, festen Griff hakst du dich an meinem Arm unter. Ich habe dir etwas mitgebracht …
Und dieses: Ich habe eine kleine eigene Wohnung. Lade eine Kollegin zu Gast. Bienenstich gibt es, der Kaffee duftet. Es schellt, und du stehst im Türrahmen, strahlst. Ich bin gekommen, um deine Gardinen zu waschen! erklärst du.
Das geht nicht, Mutter, Frau Gerdach ist zu Besuch. Wir trinken gerade gemütlich Kaffee …
Ich hab' mir gedacht, daß deine Gardinen runter müssen. Du hast ja doch keine Zeit dafür. Also. Ich störe euch nicht! Und schon hat sie die Begrüßung erledigt, einen Schluck Kaffee getrunken, Wasser läuft in die Badewanne, sie rückt einen Stuhl vors Fenster.
Ich kann sie nicht auf den Stuhl steigen lassen, während ich mich mit dem Gast unterhalte. Kann sie nicht die Feststeller lösen, die Rollen von der Schiene laufen lassen, während ich lache und die Tasse leertrinke. Nicht einmal den Bienenstich kann ich zu Ende essen. Frau Gerdach

hat schon kapiert. Sie erhebt sich: Ich komm' ein anderes Mal wieder!
Tut mir leid!
Sie steht schon auf dem Stuhl.
Ich mach' das, komm runter! sage ich wütend.
Meine Güte, sind die dreckig! sagst du. Da siehst du, wie nötig sie es haben! Die Gardine bauscht sich in ihrem Arm, Staub wirbelt. Sie lächelt siegessicher. Immer ist ihr der Sieg sicher. Ich bin so leicht unterzukriegen.
Du bist tot. Ich nehme keine Rücksicht mehr auf dich. Jetzt muß sich erweisen, wer ich bin. Zeitlebens bin ich Kind gewesen. An deiner Hand.
Du bist meine Tochter. Du bist mein Kind, mein Eigentum.
So redetest du von mir – niemals ohne besitzanzeigendes Fürwort. Ich habe mich dagegen gewehrt. Ich habe große Anstrengungen unternommen, dir zu entwachsen. Aber insgeheim hab' ich deinen Anspruch doch für gültig gehalten, er war mit meiner Haut gewachsen. Im Lauf der Jahre fand ich mich in vielen, merkwürdigen Rollen wieder, immer und wie von allein lebte ich eine: dein Kind zu sein. Wäre es nur eine Rolle, so legte ich sie ab mit dem Stichtag deines Todes, diesem Datum im Kalender. Aber ich habe es zu tun mit den eingeschliffenen Mustern in den Windungen meines Gehirns, mit geheimnisvollen Befehlen in meinem Blut, mit eingewachsenem Wissen in den Zellen meines Körpers.
Nicht mehr dein Eigentum – gehöre ich nun mir? Nicht mehr bezogen auf dich, lauf ich ins Leere? Nicht mehr abhängig, wohin falle ich?
Es hat keinen Zweck mehr, ein liebes Kind zu sein, wenn du mich nicht lobst. Ich rufe nicht mehr dein glückliches, stolzes Lächeln hervor, ein Lächeln wie eine Ordensverleihung. Und brauche doch immerfort ein Lächeln als Bestätigung. Was bin ich wert, wenn du mich nicht mehr werthältst? Auf deiner Werteskala bestimmst, wieviel ich

wert bin? Wer bin ich, wenn dein Blick mich nicht mehr in Schach hält?
Ich weiß die Antwort nicht, weiß nicht, was ich finden werde, nun, da ich allein bin. Wo fange ich an?

Ordnung. Sie liebte die Ordnung, das Überschaubare, Eingezäunte, Zählbare. Hier die Tischtücher, Bettbezüge, Bettücher, Kopfkissenbezüge. Kästchen für alles und jedes. Eines für Gummiringe, eines für Druckknöpfe, eines für Sicherheitsnadeln. Alles hat seinen Platz. Das Chaos ausgesperrt. Draußen. Dies ist mein Reich, mein ordentliches Reich. Die Dinge im Griff haben. Alte Sehnsucht. Und die Angst vor dem Unübersichtlichen, dem Dickicht, dem wuchernden Geheimnis hat sie ausgespart, ein für alle Male erledigt. Auf kleinstem Raum in ihrem Reich hat die Angst keinen Platz. Sie war die Herrin über ein Stückchen Welt.
Herrschen, auch über mich, damit ich mich nicht verlor. Es gab soviel Unbekanntes. In allem Unbekannten lauerten Gefahren. Gefahren ausschalten auch für mich. Also herrschen.
Sie wußte, was gut war: Ordnung. Ordnung gleich Glück. In der geordneten übersichtlichen Welt gibt es keine Fallen, dafür sorgte sie schon. Wenngleich da Angst unter der Oberfläche war.
Sie hat ihr Reich mir überlassen. Ich zerstöre es. Wie schnell, wie schnell hab' ich es in ein Schlachtfeld verwandelt. So stehe ich da, mit hängenden Armen, bekomme den taxierenden Blick: Verwertbares? Ballast? Unnützes Zeug?
Nicht mehr deine Hände vorstellen auf jedem Handtuch, jeder Tischdecke. Ich muß mich trennen von Hüten, Perücken, Schuhen, Spitzendeckchen, Schnittmustern.
Ich blicke mich um nach einem Platz, wo ich stapeln kann, was ausgeschieden werden soll, damit ich nicht mein Heim in einen Speicher verwandle. Ich kann das

nicht alles verwahren. Ich nehme die Trümmerlandschaft wahr, die ich angerichtet habe. Zufällig sehe ich mich in meinen schwarzen Trauerkleidern im dreiteiligen Kommodenspiegel, dreimal zurückgeworfen mein Bild. Ist hier jemand, der mich verachtet, die Leichenfledderin, die Erbin, die habgierige Person, die in deinen Sachen wühlt, eine Verwerterin?
Deine Stimme in meinem Nacken: Was machst du mit meinen Sachen? Du willst die Tischdecke wegwerfen, bloß weil sie gestopft ist? Ich habe sie mit Sorgfalt gestopft. Man sieht es doch kaum. Gut. Es ist ja gut. Ich verwahre sie. Sie ist von dir gestopft und wertvoller als eine neue. Gut. Ich halte sie in Ehren.

Ich sollte die Spiegel verhängen. Ich darf nicht in den Spiegel schauen. Ich bin ihr ähnlich.
Ihr ähnlich zu sein war meine Schönheit. Fremde schickten vergleichende Blicke vom Gesicht meiner Mutter zu meinem eigenen. Unfehlbar die Feststellung: Ihre Tochter ist Ihnen aus dem Gesicht geschnitten.
Sie war glücklich darüber.
Das Kind hat Ihre Augen geerbt!
Das kann man wohl sehen, daß das Ihre Tochter ist!
Meine Mutter war schön.
Ich wollte auch gern schön sein, es war wichtig. Doch sollte meine Schönheit mir gehören und unverwechselbar meine sein. Wäre ich auf andere als auf ihre Weise schön gewesen, vielleicht hätte sie es nicht wahrgenommen. Da ich ihr ähnlich war, war alles in Ordnung.

Ich sitze mit meiner kleinen Tochter im Wartezimmer der Mütterberatung. Aufgereiht an der Wand entlang warten Mütter, sie haben ihre Kinder neben sich oder auf dem Schoß. Alle diese Kindergesichter sind Stempeldrucke vom Gesicht ihrer Mütter. Ohne Ausnahme. Selbst durch

kleine Verschiedenheiten und die trennenden Jahre schaut die eine, die große Ähnlichkeit.
Es erfüllt mich mit plötzlichem Schrecken. Ähnlichkeit offenbart den Zwang zur Wiederholung. Jeder muß ein Muster wiederholen, ein unprüfbares, nie geprüftes Muster wiederholen. Und meine Tochter, mein kleines Mädchen, das neben mir sitzt, es offenbart für andere, wer sie ist – meine Tochter. Ich gebe das Muster weiter, das unheimliche, für sie noch unerkannte Muster. Was tue ich ihr an? Wie halte ich mich zugleich nah und fern? Wie gebe ich zugleich Freiheit und Geborgenheit?
Ich bin die Tochter einer Mutter und die Mutter einer Tochter. Kleine Tochter, horch hin! Erkennst du das Kind in dieser Geschichte? Ich bin es.

Aus »Keine Zeit für Schnupfen«

Hausmannskost

Hausmannskost! Ha, das soll ein Tiefschlag sein! Sie kämpft mit allen Mitteln um diese Party. Ich gönne ihr keinen Kaviar? Ich bin kein Kaviar – ich bin Hausmannskost. Immer war ich ihr gut genug: treu, fleißig, kameradschaftlich, paßte auf die Kinder auf, ging meinen Pflichten nach, – keine Höhenflüge? Hausmannskost. Die Party findet nicht statt. Nicht mit diesem Möchtegernkaviar von nebenan. Direktor, Prokura! Was, Eva, dein Hausmannskostabteilungsleiter genügt deinen Ansprüchen nicht? Unser Rasen ist aber gepflegter als der von dem! Und was hat der für einen Charakter? Darüber sind wir uns doch alle einig! Sägt einen Spielbaum ab, obgleich alle Familien in der Straße sich an der Pflanzung beteiligt hatten. Hat selbst keine Kinder, will keine Kinder. Will sich nicht von Kindern auf dem Spielbaum stören lassen. Misanthrop! Kommt von Anthropos, der Mensch, griechisch. Früher mal gelernt, nur wichtig, um dem nebenan zu zeigen: humanistisch gebildet, ätsch! Sie auch? Oder vielleicht neureich? Oder vielleicht protegiert? Nein, den laden wir nicht ein! Dann gibt es eben keine Party. Was, beschwert der sich nicht über Kleinigkeiten? Probiert Kartoffelsalat mit langen Zähnen? Spielt den großen Mann, den Star jeder Gesellschaft? Erzählt Witze und paßt auf, wer darüber lacht? Wir sind doch nicht auf ihn angewiesen, damit es Stimmung gibt? Das wär' ja noch schöner!
Schnaps macht warm im Magen. Wenn ich so richtig warm bin, könnt ihr was erleben! Hausmannskost? Ganz was Wildes kann ich euch markieren! Autos vor fremden Türen parken? Kann jeder. Große Lippe riskieren? Kann jeder! Aber wer sagt dem Kerl, er soll den abgesägten

Baum ersetzen? Ihr wollt alle keinen Stunk? Aber das muß ihm doch gesagt werden, das ist Zivilcourage! Kann ich meiner Tochter als Beispiel empfehlen, wenn sie wieder einen Aufsatz über Zivilcourage schreiben muß!
Ja, die Kinder! Ha! Mein Sohn wird dich da nebenan noch in die Tasche stecken, der rechnet schon die Eier in der Nachbarschaft zusammen, wenigstens den Eierverbrauch. Wenn also die Frau von dem nebenan Spinat kocht, wieviel Eier gibt es dann bei denen? Der Schnaps ist gut. Ist kein ordinärer Schnaps, meine Frau kauft Markengetränke, Markenbutter, Markenstrumpfhalter, eine schöne Frau, und ich bin die Hausmannskost für meine schöne Frau. Also, dem drüben gönn' ich seine Alte, die ist nicht einmal annähernd, was mein Evalein ist, besonders, wenn Eva und ich auf einer Wellenlänge tanzen. Sie will mich bemuttern! Aber ich bin doch der Herr im Haus – keine Gäste, wenn dieser von nebenan. Wenn ich »Nein« sage, dann kommt sie nicht daran vorbei. Das muß sie schlucken. Das ist ein Schlußpunkt, ein Nonplusultra. Ob der in Latein gut war? Was zählt das schon, deswegen wird man nicht Direktor. Da steckt etwas anderes dahinter, der sägt Bäume ab, auf denen die Kinder spielen sollten. Wir hatten ihn gemeinsam gespendet!
Das ist Direktormentalität, sägt Menschen ab. Dafür wird er bezahlt. Ich frage mich bloß, warum wohnt der hier, Wand an Wand mit uns? Nummer 19 ist Teil einer Reihe. Er sitzt auch in der Reihe, im Reihenhaus mit Reihenhausmannskost. Was macht der mit seinem Geld? Lebt er zu üppig? Zum Spinat etwa drei Eier? Nein, das möchte ich gar nicht. Überhaupt, wenn schon Eier, dann ohne Spinat. Aber da kann man gleich sehen, was das für ein Mensch ist, ißt Spinat mit drei Eiern, bloß, weil er sich hervortun will.
Und den soll ich auf mein Fest laden? Mein Nein gilt. Es gilt hier etwas. Teuer, dieses Nein, sehr teuer. Drei Wochen lang keine fröhliche Stimmung, keine Entspannung.

Immer Kampf. Sie will mich noch herumkriegen. Kann sie nicht. Ja, das laß ich mich was kosten. Hausmannskost! Damit wollte sie mich treffen. Sie möchte mal was Pikantes, was Extravagantes! Und der Nebenan-Spinat-Esser, schäumt der dauernd wie Sekt? Ha, jetzt trinken wir selber Sekt, all den schönen Sekt, den Eva eingekauft hat! Jetzt schäume ich. Prost! Knallt gar nicht mehr, so ein Sektkorken aus Plastik. Sogar das Extraordinäre ist aus Plastik. Also, halten wir fest: Plastik ist hervorragend. Qualität. Der Bäumeabsäger ist aus Plastik, deshalb so fit, so unverfroren, mit Starallüren, ein Angeber, natürlich! Hartplastik, aus einem Stück, nahtlos, braucht nur noch Eier, strahlt mechanisch, scheidet nicht aus, wird immer dicker, platzt nie, nie. Eva, wo bist du denn! Nun friere ich ganz allein mit deinem feinen Sekt. Du kommst schon nicht zu kurz! Was ist denn so einer aus Plastik? Gut, ich bin Hausmannskost, ich seh' es ein. Aber ein Mensch, Eva. Du kennst mich doch.

Mein Vater

Mein Vater schälte Äpfel auf seine Weise: behutsam, geduldig. Er schob das scharfe Messer dicht unter der Schale vorwärts, eine dünne, immer länger werdende Schalenschlange ringelte sich auf dem Tisch. Die blieb heil, bis der Apfel sauber geschält war. Mein Vater lächelte, weil ich ihn bewunderte.

Ich glaube nicht an den Tod
und an deinen nicht, Vater,
es sind die anderen, die uns für sterblich halten.

Mein Vater spielte Schach, vertieft in sein Spiel, bei dem er die Chance hatte, ein Sieger zu sein. Er kannte die Strategien, spielte jedoch umso vorsichtiger, je stärker sein Gegner war. Er gewann viele Spiele, gewann auf Turnieren zinnerne Becher, silberne Plaketten.
Mein Vater umschloß die Schachfigur mit langen, geschlossen nebeneinandergelegten Fingern, zögernd schwebte seine Hand über dem Brett, er prüfte seinen Entschluß, beendete den Zug. Zu Hause galten seine Siege nichts.

Nein, wir freunden uns nicht an mit einem, der uns vernichten wird.

Es war Sommer, und mein Vater begann zu sterben.
Auf seine stille Art, vorsichtig. Er wollte nicht stören. Nicht stören bei dem Familienfest, Kinderkommunion in unserem Haus, Gäste, festlich gedeckte Tafel, der gute Wein, nichts mehr für ihn. Er setzte sich abseits, wir ließen ihn allein. Wir feierten, er horchte seinem schweren Atem nach, verkroch sich in seinen Körper, plagte sich mit seiner Schwäche.

Lachend im weißen Kleid, streichelte ihn sein Enkelkind, sekundenlang.
»Feiert schön, ich lege mich ein bißchen hin. Laßt euch nicht stören!«

In einen Topf geworfen,
bei geschlossenem Decken gargekocht,
Angst siedet uns weich.

Aber Hoffnung. Jeder Tag zerstörte sie mehr. Jeden Tag starrte er, starrte er in das blutgefüllte Klobecken, er hustete, spuckte aus, und das Becken füllte sich rot von seinem Blut.
Entsetzen breitete sich aus, glühende Welle hinter den Augen, eiskalter Strom bis in die Fingerspitzen.
»Das kann nicht gutgehen.«
Nicht die Gedanken machen uns vertraut mit dem Tod. Sein Körper trieb Schreckenssignale in sein Gehirn. Sie trafen nicht jene Stelle, wo Vernunft und Überlegung für Notfälle die Sätze gespeichert haben: Wir müssen alle sterben, davon ist keiner ausgenommen, auch ich nicht, auch ich nicht.
Die Signale lösten eine Überschwemmung aus, eine Flutwelle: Angst.
Mein Vater drückte auf den Knopf der Wasserspülung, wirbelnd und rauschend verschwand das Rot. Jetzt war wieder alles weiß, alles weiß, wie es sich gehörte.

Ach, die langen Wege, zurückgelegt in wirren Träumen, enge Gassen, Großstadtstraßen, Parkwege.
Ein Menschengespann,
zusammengeschirrt mit leichten Bändern.
Spät. Es ist spät.
Sie haben ihn gefangen.
Sie dringen auf ihn ein.
Münder sprechen:

Wir haben dich.
Gerade noch rechtzeitig
bist du ins Netz gegangen.

Er mußte einen Arzt aufsuchen. Was machte er denn schon, sein langjähriger Hausarzt? Gar nichts. Half er ihm? Stillte er das Blut? Nein, er konnte ihm nicht mehr vertrauen, jetzt, wo es darauf ankam, wirksame Mittel einzusetzen, Kunst anzuwenden. Er mußte einen anderen Arzt aufsuchen. Es machte ihn ungeduldig, ja, zornig, daß Mutter die Notwendigkeit nicht einsehen wollte. Mein stiller Vater ließ ein geringfügiges Stück lebenslangen Zorns hervorbrechen, weil er nicht wichtig genommen wurde, weil für ihn immer alles gut genug gewesen war, weil er immer im Hintergrund gestanden hatte. Aber jetzt mußte sie den Ernst der Lage erkennen. Oder immer noch nicht?
Er ging zu einem berühmten Homöopathen, der gab ihm Arznei und Hoffnung. Gewissenhaft nahm er die Medikamente, beobachtete sich und wartete auf die versprochene Heilwirkung. Das Bluten linderte sich, aber er fühlte sich elend, eine Verwirrung des Bewußtseins erschütterte ihn tief. Er ließ die Medikamente wieder weg, besuchte die Praxis des Arztes ein zweites Mal, aber der Arzt war verreist.
Der Arzt machte eine Urlaubsreise, während er zugrunde ging. Das war ungerecht. Die wichtigste Figur in seinem Endspiel, die zwischen ihm und dem Tod stand, fiel aus. Hilflosigkeit und Zorn ließen ihn aufbrausen.

Wellen des Zorns;
alte Geschichten,
ein liebetrockenes Elternhaus
in einer Wolke trister Frömmelei,
in langer Geschwisterreihe einer der letzten;
er war nicht wichtig

Arbeitslos
Schönschrift für Bewerbungsschreiben,
lange Lebensläufe, verheiratet, ein Kind,
einer unter vielen im Heer kaufmännischer Angestellter
Gehaltserhöhung?
Krieg und alle Habe verloren
Einmal hatte er es faustdick hinter den Ohren gehabt
Bescheiden,
bescheiden hatte ihn das Leben gemacht
Und der schlimmste aller Kämpfe: mit seiner Frau.
Nie war er erfolgreich genug,
tüchtig genug.
Niederlagen.
Er konnte die defekte Türklingel nicht reparieren, besorgte die falsche Packung von irgendwas; Gardinen verhedderten sich beim Aufhängen.

Er hatte sich immer geschlagen gegeben, wenn er geschlagen war und hatte aus den Resten des Kampfes ein bißchen Frieden gemacht. Das war seine Stärke, rettete seine Güte, seine Freundlichkeit, seine warme Empfänglichkeit für alles Schöne und für jedes Zeichen der Liebe, das ihm entgegengebracht wurde.
»Schon wieder geht ein schöner Tag zu Ende«
Er genoß bescheiden, was es Gutes gab. Weil er bescheiden war, gab es eine Fülle guter Dinge, Augenblicke, Erlebnisse.
»Schon wieder geht ein schöner Tag zu Ende« Er wollte sich nicht trennen. Er fand keine Ruhe mehr. Angst trieb ihn umher.
Er wollte sich nicht alles nehmen lassen. Nein, den Schachabend, einmal in der Woche, wollte er nicht versäumen, diesmal nicht. Er fühlte sich schwach, aber allem zum Trotz, er ging. Er hielt den Ausflug nicht durch, ein Taxi brachte ihn nach Hause, verwirrt, fast bewußtlos.

Brille und Geldbörse hatte er verloren. Er war zum letzten Mal in seinem Schachverein gewesen, er wußte es.
Das Sterben schritt fort in Stationen, eine jede engte ihn schrecklich ein, beschränkte ihn mehr.
Wir sahen es. Aber schnitten seine Grenzen auch in unser Fleisch? Ich hatte Angst, aber ich atmete nicht mit seiner Lunge, ich ging nicht mit seinen versagenden Beinen, seine Schwäche war nicht meine Schwäche, in meinen Fingern pulste das Blut, seine wurden immer kälter.
Aber noch wohnte er zu Hause, stand auf, wenn ihn die Unruhe trieb, tastete sich ins Badezimmer.

Hinter den Fenstern stand der späte Sommer. Die Früchte des Jahres reiften.

Der Weg ins Badezimmer – eine unüberwindliche Strecke, dennoch versucht, gestürzt, hilflos, der Weg zurück, Hunderte von Zentimetern gekrochen, geschoben, gestützt von Mutters schwachen Kräften.
Jetzt sollte er ins Krankenhaus gebracht werden. Es erfüllte ihn mit Entsetzen.
Mein Vater und ich waren allein. Er lag, von vielen Kissen gestützt, in seinem Bett, der einen Hälfte des Ehebetts.
»Ich kann mich nicht mehr rasieren«, sagte er. »Kannst du mich rasieren?«
Ich schloß den Elektrorasierer neben seinem Bett in der Nachttischlampensteckdose an. Die Schnur reichte gerade bis zu seinem Gesicht. Ich rasierte ihn. Er war zufrieden. Er strich über sein glattes Kinn.
Er lächelte. »Du kannst aber auch alles«, sagte er zärtlich.
Du hast gelächelt, Vater.
»Mit mir geht es zu Ende«, sagte er ruhig. »Sei nicht traurig, ich habe mich damit abgefunden. Weißt du, wenn man nichts mehr tun kann – nicht einmal die Beine tragen mich noch, ich falle einfach hin -, dann hat es auch

keinen Sinn mehr. Ich habe ja lange gelebt, ich bin ja alt geworden, und dann ist es eben einmal zu Ende.«
Du hast es ausgesprochen, Vater.
Ich nahm seine Hände, ich wußte nichts zu sagen.
»Du bist mutig, Vater.«
Er staunte über diesen Satz.
»Mutig?« wiederholte er fragend.
Er kam ins Krankenhaus. Ein Dreibettzimmer mit zwei unfreundlichen, ungeduldigen Patienten, die sich sehr bald gestört fühlten von einem, der trotz aller Schlaftabletten und Beruhigungsspritzen gegen die allerletzte Ruhe ankämpfte. Eine tiefe Not trieb ihn aus dem Bett, er stürzte.
Man legte ihn in ein Einzelzimmer.
Er hatte nur noch ein schwaches Bewußtsein, aber im Dunkel seiner Träume trieb ihn sein Lebenswille zu immer neuen Fluchtversuchen. Er mußte entkommen, er mußte versuchen zu entkommen. Er würde frei sein, wenn er entkommen konnte.
Man baute Gitter um sein Bett.
Einmal noch aufrecht sitzen.
»Ist es so richtig?«
»Nein, nein.«
Seine Hände irren auf der Bettdecke umher, sie tasten, suchen, greifen, flattern, klopfen. Seine Hände sind noch beweglich. Man setzt ihm einen Katheter. Man fesselt seine Hände.
Er faßt meine Hand. Ich trage einen Ring, den er abfühlt, abtastet, er will erkennen, was es ist, ein Ring. Solange ich dasitze, reiben die Finger an meinem Ring.
Vater, du sprichst von den langen Wegen, die du zurücklegst, jetzt, aber wir verstehen dich nicht. Du beschreibst deine Not, aber deine Sprache ist von uns abgekehrt.
Du suchst eine Antwort. Ja, ja, sagen wir. Hörst du unser Ja?

Nur noch deine Augen wandern hin und her, halten uns fest, verlieren uns. Nur noch die Augen.
Nur noch die Augen sind frei. Niemand kann sie festbinden wie deine Hände.
»Mach doch die Augen zu, schlaf ein bißchen«, sagt meine Mutter.
»Nein«, stößt du hervor.
Ich verstehe dein »Nein«. Es ist das letzte Wort, das uns erreicht: »Nein.«
Nicht noch mehr Fesseln und Grenzen, weiter geht es nicht mehr. Nicht auch noch die Augen.

Sie fangen auch die Augen ein.
Nach den Augen,
den Atem,
das Herz.

Ach, du stiller Mann, nichts wert ist meine Trauer. Wenn nur du es geschafft hast, darf ich nicht trauern. Du hast es geschafft. Du hast deine Partie gewonnen.

Ach, ich bin gierig auf scharfe Gewürze,
seit du dalagst, mein Vater,
die Hände gefaltet,
die Augen geschlossen
und so still,
daß ich gut ohne Ohren leben kann
mit meinem Toten.

Aus »Machen wir mal einen Sandsturm«

Der Rührlöffelstuhl

»Was hast du mit dem Stuhl gemacht?« fragt Papa.
»Ich bin über die Prärie geritten«, sagt Pit. »Und nun ist der Stuhl kaputt«, sagt Papa, »man kann doch nicht mit allen Sachen alles machen!«
»Warum denn nicht?« fragt Suse.
»Paß auf«, sagt Papa, »wenn ich jetzt mit dem Stuhl in der Suppe rühren wollte, dann wäre das verrückt, weil ...«
»Weil du einen Löffel nehmen könntest«, sagt Pit.
»Oder einen Schneebesen«, sagt Suse, »das geht besser.«
»Nein«, sagt Papa, »weil doch ein Stuhl nicht dazu da ist, um damit in der Suppe herumzurühren! Stimmt das?«
»Ja, aber man könnte doch«, antwortet Pit.
»Das macht aber keiner«, sagt Suse.
Man kann doch nicht mit allen Sachen alles machen:
Ein Bett ist nicht zum Schwimmen,
ein Klavier ist nicht zum Trimmen,
ein Pferd nicht zum Vernaschen,
eine Tasse nicht zum Waschen,
Mehl nicht zum Pudern,
Nadeln nicht zum Rudern,
Vasen sind keine Kegel,
und das Tischtuch ist kein Segel.
Oder doch?

Wann kann man endlich alles?

Die Kinder aus der Straße springen Seil.
»Gib mir ein Springseil«, sagt Suse zu Mama.
»Pit hat eins in seiner Spielzeugkiste«, sagt Mama.
Ja, da ist ein grünes Springseil mit roten Griffen.
Suse probiert.
Aber das dumme Seil rutscht nicht unter ihren Füßen durch.
»Was, du kannst nicht Seilspringen?« ruft Mama, »das kann ich ja sogar noch!«
Mama nimmt das Seil und springt und springt. Es sieht ganz leicht aus. Immer, wenn das Seil auf der Erde ankommt, springt Mama, und das Seil rutscht unter ihren Füßen durch.
»Jetzt kann ich es auch«, sagt Suse.
Aber es klappt nicht, es will und will nicht klappen.
»Wann kann man endlich alles?« fragt Suse.
»Nie!« Mama lacht. »Ich kann noch nicht Hefekuchen backen. Das muß ich auch noch lernen!«
Immer, wenn Suse allein ist, übt sie Seilspringen.
Das lernt sie wohl in tausend Jahren nicht! »Ach, du hast mein Springseil«, sagt Pit, »zeig mal, was du kannst!«
»Ich muß noch üben.«
Suse springt und dreht das Seil, und das Seil rutscht durch! Sie springt und dreht das Seil.
»Du kannst es doch«, sagt Pit.
»Ich lerne alles!« prahlt Suse.

Aus »Pascha-Pony«

Verbotener Ritt

»Ich habe ein Pony kennengelernt, Jochen! Es heißt Pascha. Es ist wunderschön. Ach, du glaubst gar nicht, wie es dich anguckt! Sollen wir hingehen?«
»Ich muß noch Schularbeiten machen!« sagt Jochen. Aber natürlich ist er auch an einem Pony interessiert. »Kann man darauf reiten?«
»O ja, Carsten sagt, man kann darauf reiten.«
»Los, gehen wir!« sagt Jochen kurz entschlossen. Die Schularbeiten laufen ja nicht weg!
»Warte, ich will ein paar Möhren mitnehmen.« Ursula holt aus der Gemüseschale im Kühlschrank drei dicke Möhren.
»Darf ich die haben?« fragt sie ihre Mutter. Mama ist sehr beschäftigt. »Ja, willst du Kaninchen füttern?« fragt sie.
»Nein, ein Pferd!«
Mama lacht, und Ursula lacht auch. Es sieht so aus, als ob Mama ihre Antwort nicht glauben würde.
Schon von weitem erkennt Ursula ihren neuen Freund Pascha auf der Wiese. Auch Wotan ist dort, doch den hat ihr Carsten gar nicht vorgestellt. Wotan soll wild sein. Das sieht man! Wotan prescht im vollen Galopp über die Weide. Und jetzt rennt Pascha hinter ihm her. Die wilde Jagd macht ihm Spaß.
»Ist der schön!« sagt Jochen bewundernd. Gerade springt Pascha an ihm vorüber. Die Augen blitzen, und die dunkle Mähne fliegt.
»Ja, jetzt drauf sitzen und reiten!« sagt Jochen.
»Stell dir das nicht so einfach vor!« sagt Ursula und denkt daran, wie Pascha sie umgestoßen hat.
»Ein Pferd ist stark.«
Carsten ist auch auf der Wiese.

»Ich wollte Pascha noch einmal besuchen!« sagt Ursula zu ihm. »Dies ist mein Bruder Jochen!«
»Kannst du reiten?« fragt Jochen.
»Na klar!«
»Pascha! Pascha, komm, Pascha!« lockt Ursula. »Ich habe dir eine Möhre mitgebracht!«
Pascha ist neugierig. Er kommt sofort. Ursula streckt ihm die Möhre entgegen.
»Ob er mich erkennt?« fragt Ursula. Pascha nimmt ihr mit seinen weichen Lippen die Möhre von der Hand.
»Komm, laß uns einmal reiten!« schlägt Jochen vor.
»Mein Vater ist nicht zu Hause. Er will dabei sein, wenn Kinder auf den Ponys reiten.«
»Aber ihm sind doch schon Zaumzeug und Sattel angelegt.«
»Richtig. Das soll ich abschnallen und weglegen. Ich durfte heute eine Stunde mit Vater reiten. Er erklärt mir alles, was ich machen muß, damit Pascha auch gerne mit mir läuft.«
»Ist es schwer?« fragt Ursula.
Pascha kaut geräuschvoll an der Möhre. Jetzt ist sie aufgegessen. Pascha geht nahe an Ursula heran. Er bettelt.
»Reiten ist nicht schwer. Ihr müßt bloß Mut haben!« sagt Carsten.
»Ich habe Mut!« erklärt Jochen sofort.
»Laß mich auf dir reiten, Pascha, dann bekommst du noch eine Möhre!« sagt Ursula. Sie streichelt Paschas weiches Maul.
»Eins sag' ich euch: Wenn ihr runter fallt, seid ihr selbst schuld!« warnt Carsten.
»Ich fange an!« Ursula ist ganz aufgeregt. Pascha steht still und freundlich neben ihr. Es wird schon alles gutgehen.
»Du mußt mit einer ruhigen, leisen Stimme mit ihm reden!«
»Wie kann man denn ein Pferd bremsen?« fragt Jochen.

»Brrr! Das versteht Pascha. Außerdem müßt ihr die Zügel stramm anziehen!«
Carsten findet es prima, die beiden belehren zu können.
»Jetzt geht es los! Komm, Ursula. Wir heben dich!«
Die beiden Jungen packen Ursula, damit sie auf Pascha aufsitzen kann. Pascha macht aber ein paar Schritte zur Seite und betrachtet die Kinder, als ob er gar nicht wüßte, was sie wollten.
»Bleib stehen! Pascha, mach keine Geschichten!« Wieder helfen die Jungen Ursula beim Aufsitzen. Diesmal klappt es.
Ursula sitzt hoch oben auf dem Pony. Das ist ja toll.
»Hopp!« sagt sie leise.
Pascha geht los. Das ist ein komisches Gefühl: ein Stuhl, der sich unter dem Popo bewegt. Ursula versucht, sich schön geradezuhalten.
Jetzt ist Pascha schon ein gutes Stück mit ihr getrabt.
»Lieber Pascha!« lobt Ursula.
Aber Pascha ist gar nicht lieb. Pascha ist zu dummen Streichen aufgelegt. Er hat gemerkt, daß seine Reiterin noch gar nicht reiten kann. Plötzlich fängt er an zu galoppieren. Ursula erschrickt, ihr wird angst und bange. Krampfhaft hält sie die Zügel. Die Gangart ist viel zu schnell für eine ungeübte Reiterin.
»Prima, Ursula!« ruft Jochen. Ach, der weiß gar nicht, wie sehr Ursula sich fürchtet.
»Ich glaube, deiner Schwester gefällt das gar nicht!« sagt Carsten. »Halt ihn an!« schreit er über die Weide.
»Brr!« sagt Ursula jetzt schon fast weinend. Sie kann sich kaum noch halten.
Pascha denkt nicht daran, auf den Haltebefehl zu gehorchen. Jetzt buckelt er übermütig. Ursula hängt nur noch schief neben dem Sattel. Carsten rennt über die Weide und schimpft mit Pascha.
»Helft mir doch!« jammert Ursula.

Pascha stellt sich auf seine Hinterbeine. Ursula rutscht aus dem Sattel und fällt ins Gras. Pascha freut sich, daß er die unbequeme Reiterin los ist, und prescht über die Weide, daß die Hufe fliegen.
Ursula bleibt erschöpft liegen. Ob sie sich etwas gebrochen hat? Sie bewegt vorsichtig erst die Arme, dann die Beine. Nein, gebrochen ist nichts. Aber wie sieht sie aus! Da kommen Carsten und Jochen.
»Komm, steh auf!« sagt Carsten. Er hilft ihr beim Aufrichten. Carsten geht um sie herum. »Lauf ein Stück!« befiehlt er.
Ursula geht ein paar Schritte. Das rechte Bein tut weh.
»Nun, was ist?« fragt Carsten. Er weiß genau, daß diese Sache schlimm ausgeht, wenn sein Vater erfährt, daß er Ursula hat reiten lassen.
»Es geht wieder!« sagt Ursula tapfer. Sie humpelt mit den Jungen zum Zaun.
Pascha hat sich ausgetobt, langsam trottet er zu den Kindern.
»Nein, du bekommst keine Möhre mehr von mir. Diese Möhre bekommt Wotan.«
Wotan knabbert an den Holzpfosten. Er stört sich nicht an die Kinder. Ursula humpelt zu ihm hin und gibt ihm die Möhre.
Wotan nimmt sie mit seinen weichen Lippen aus ihrer Hand. Er ist scheu.
»Ihr müßt jetzt gehen!« sagt Carsten. »Ich bekomme Krach mit meinem Vater, wenn er merkt, was los gewesen ist. Ursula, kannst du schweigen?«
»Natürlich! Jetzt kann ich es euch ja sagen: ich habe schreckliche Angst gehabt, aber schön war es doch.«
»Es ist eben kein Spielzeug, so ein Pony. Es ist ein starkes und manchmal auch ein wildes und bockiges Tier, das anders will als wir! Das sagt Vater immer.« Carsten streichelt beruhigend über Paschas Hals.
Carstens Vater muß es schließlich wissen.

»Tschüß!« ruft Ursula. Sie muß vorsichtig auftreten, das rechte Bein tut lausig weh.
»Nun konnte ich überhaupt nicht reiten!«
mault Jochen. Er kann nicht verstehen, daß Ursula sich vom Pferd hat abwerfen lassen. Ihm wäre das bestimmt nicht passiert.
»Heute geht es nicht. Pascha ist schlechtgelaunt, und ein Schreck genügt mir.«
»Versteh' ich ja.« Jochen steht immer noch am Zaun und betrachtet Pascha. Er sieht jetzt ganz freundlich aus.
»Weißt du was, ihr kommt einfach morgen wieder. Mein Vater läßt dich bestimmt mal reiten.« Carsten wendet sich ab und geht. Er führt Pascha am Zügel. Es ist jetzt Zeit, ihm den Sattel abzunehmen, er soll grasen.
Jochen geht auch. Er kickt Steine vor sich her.
»Blöde Mädchen!« sagt er, als er Ursula eingeholt hat.
»Sag das bloß nicht noch einmal!« droht Ursula. »Warte erst mal ab, bis Pascha dich abgeworfen hat. Dann sag' ich: blöde Jungen!«
»Mich wirft er nicht ab.«
»Wir werden ja sehen.«

Aus »So klein mit Hut«

Die Strafe

[…]
»Wie soll ein anständiger Mensch aus dir werden? Was mach' ich bloß, damit ich dir wieder vertrauen kann? Es ist doch alles aus, wenn einer stiehlt! Wohin soll ich mein Haushaltsgeld legen, wenn ich fürchten muß, es wird mir gestohlen?«
»Aber ich tue es doch nicht mehr«, sage ich verzweifelt. Meine Mutter sieht mich an, wie man ein ganz schäbiges Würstchen anguckt. Mit mir ist nichts los. Sie darf mich nicht so angucken, ich halte das nicht aus. Das halte ich nicht aus!
»Ich glaube dir nicht!« In diesem Augenblick ist sie nicht mehr traurig, sondern richtig böse. Sie ist eine Mauer, eine Wand; was ich sage, erreicht sie nicht. Plötzlich habe ich das Gefühl, es hat alles keinen Zweck. Ich bin ausgestoßen für immer. Ich kann nicht beweisen, daß ich nicht mehr stehlen werde. Ich habe gestohlen, damit basta, ich bin ein Dieb.
»Du bist ein ganz gemeiner Dieb!« sagt mein Vater. Und dann, so für sich, als ob ich es nicht zu hören brauchte:
»Mein Gott, was soll aus dem Jungen werden?«
Ich höre es. Natürlich höre ich es. Ist denn schon alles aus? Bin ich für immer ein Dieb? Aber ich will es nicht mehr tun. Bestimmt nicht. Ich weiß auch gar nicht, warum ich es getan habe. Es war so einfach.
Ich stehe da so herum, während meine Eltern jammern. Nein, sie verhauen mich nicht. Sie verachten mich. Das ist eine Mauer, ich bin nichts mehr wert. Überhaupt nichts mehr wert.
»Vor einiger Zeit hat in der Zeitung gestanden, Das ein Vater mit seinem Sohn gemacht hat, der gestohlen hatte.

Soll ich dir sagen, was er gemacht hat? Er hat seinen Sohn in Ketten auf dem Marktplatz angeprangert mit einem Schild um den Hals: Ich bin ein gemeiner Dieb. Das hat der Vater mit seinem Sohn gemacht!«
»Aber so etwas ist unmenschlich!« wirft meine Mutter ein.
»Dann sag mir, was wir machen sollen, wenn wir einen Dieb in unserer Familie großziehen.«
Sie wissen es nicht, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich kein Dieb sein will. Ich bin kein Dieb.
»Ich gebe es euch zurück«, sage ich.
»Das macht es niemals wieder gut«, wieder ist das Schreckliche in Vaters Augen, daß er mich nicht lieb hat, daß ich nichts wert bin.
Ich fange an zu heulen.
»Geh raus!« befiehlt er. Aber ich kann nicht gehen. Ich muß heulen, da kann ich nicht gehen. Sie machen mich ja kaputt.
Meine Mutter nimmt mich und führt mich aus dem Wohnzimmer. In meinem Zimmer setzt sie mich aufs Bett und sagt: »Wein dich aus. Es ist eine schlimme Geschichte. Aber irgendwie wird es schon wieder werden.«
Sie geht weg und macht die Tür zu. Ich bin allein und kann weinen. Jetzt hört mich keiner mehr. Ich weiß genau, ich bin vom Erdboden verschwunden, unsichtbar.
Und das ist gut.
Wir sitzen beim Abendbrot, keiner sieht mich an. Es wird nicht viel gesprochen. Es sitzt ja ein Dieb am Tisch, und das bin ich. Einmal sagt meine Mutter: »Iß, Uwe!«
»Früher hat man gemeinen Dieben die rechte Hand abgehackt«, sagt Vater. Ich kann nichts essen, mir ist schlecht. Ich glaube auch, daß mein Bruder und meine Schwester schlimm von mir denken, denn ich habe ihnen vom Geld nichts mitgegeben. Sie nehmen mir übel, daß ich ihnen nichts mitgegeben habe, besonders Jochen, der schon dreizehn ist. Aber jetzt ist er froh, daß er nichts bekommen hat, denn sonst wäre er jetzt auch ein Dieb. Sie ha-

ben alle gerne Geld, auch Bille, sie ist ja erst acht, aber sie schnuckert genauso gerne wie ich. Jetzt, wo ich sehe, daß sie glücklich sind, nicht mit mir in eine Schweinerei verwickelt zu sein, wird mir ganz schlecht.
Ich fühle mich so allein, das gibt es gar nicht, so allein; und keiner hat einen ein bißchen lieb, oder zwinkert einem zu.
Ich habe mir ein Brot mit Leberwurst geschmiert, aber ich kann einfach nicht abbeißen. Ich habe dauernd zuviel Spucke im Mund und die muß ich schon hinunterwürgen. Am liebsten möchte ich aufstehen, wegrennen, mich verbergen, bis ich einen Goldschatz gefunden habe, ihnen das Geld vor die Füße werfen kann, daß es überall hinrollt und schön funkelt dabei. Aber ich will sie nicht noch mehr verärgern, wenn einer schon ganz tief in der Verachtung der anderen sitzt, dann muß er still sein.
Meine Mutter kann mich durch und durch erschüttern, wenn sie sagt, daß ich sie ganz furchtbar enttäusche. Sie hat mich lieb, und ich enttäusche sie ganz furchtbar. Sie sagt das so eindringlich, daß ich nur weinen kann, ich bin so elend und klein und abscheulich in meinen Augen, ich kann verstehen, daß sie enttäuscht ist, wenn man ihr das Haushaltsgeld wegstiehlt.
»Wenn du nichts essen willst, kannst du den Abendbrottisch verlassen«, sagt mein Vater.
Langsam beiße ich vom Brot ab. Irgendwie könnte es doch noch gut werden heute abend. Plötzlich fällt mir ein Witz ein. Immer lachen sie über meine Witze. Und wenn sie über mich lachen, sind sie mir nicht mehr böse. Aber ich denke mir im letzten Moment, die sind alle so ernst, sie wollen bestimmt noch nicht einmal über mich lachen.
»Du mußt das Geld zurückschaffen!« sagt meine Mutter. Ich höre an ihrer Stimme, daß sie alle guten Gefühle verdrängt, damit kein Zweifel ist, daß sie es ernst und unwiderruflich meint.

»Ja«, sage ich ganz schnell. »Das will ich ja machen.« »So?« sagt mein Vater. Er verhöhnt mich. »Hast du schon einmal Geld verdient?«
Ich kann nicht darauf antworten. Nein, ich habe noch kein Geld verdient.
»Du kannst lernen, aus wieviel einzelnen Markstücken sich hundert Mark zusammensetzen!« sagt mein Vater. »Er muß achtundsiebzig Mark zusammenkriegen. Franks und Dirks Mutter haben mir das Geld wiedergegeben, das Uwe den Jungen zugesteckt hat.«
Das ist neu für mich. Also weiß die ganze Nachbarschaft, daß ich gestohlen habe. Damit wollten sie nichts zu tun haben. Das gestohlene Geld, mit dem die Jungens gespielt haben, gaben sie meiner Mutter zurück! Ich selbst habe auch noch einen Zehnmarkschein übrig. Ich krame in meiner Tasche herum und bringe das Geld auf den Tisch.
»Warum hast du das nicht gleich gesagt?« fragt Mutter.
»Ich war so erschrocken, daß ich es vergessen habe.« »Der Schrecken kam reichlich spät! Er hätte kommen müssen, als du im Begriff warst, das Geld zu nehmen! Mein Gott, ich begreife es nicht. Ich begreife es nicht!« stöhnt mein Vater.
Aber ihre große Wut ist schon abgeklungen. Ich bin nur bange vor dem, was kommt, weil ich keine Schläge bekommen habe. Lieber hätte ich irre Schmerzen gehabt als diese Verachtung. Sie verachten einen.
»Jetzt sind es noch achtundsechzig Mark«, sagt meine Mutter. »Hast du noch mehr Geld?«

Aus »Zeit, die durch die Sanduhr läuft«

[…]
Betrug und Verrat, das sind Sachen, die nicht gehen. Ich habe mir immer vorgesagt, das ist nicht drin. So etwas ist nicht drin. Er braucht mir nichts zu erklären. Ich wollte nicht wissen, was er für Gründe hatte. Es gibt keine Begründung für Betrug, weil dann alles Vertrauen außer Kraft gesetzt wird.
Stefan hat einmal gesagt, ich wäre so hochmütig, daß ich bestimmt auf die Nase fallen würde.
In der Nacht habe ich immerfort an diesen Jungen gedacht. Er kam mir immer näher mit seinem erregten Gesicht, aus dem ich jetzt in der Dunkelheit Verzweiflung herauslas. Ich wollte ihn los sein, aber sein Geheimnis steckte in meinem Kopf, kantig und eckig, und meine vielgerühmte Intelligenz konnte es nicht verarbeiten.
Ich dachte an Bärbel, die schon mal von mir abschrieb. Ich dachte an die Tränen Petras, die ihr »Nicht versetzt« im Zeugnis angestarrt hatte wie ein Todesurteil. Ich dachte an das steinerne Gesicht meines Vaters, als er von einem Betrugsversuch bei einer Klassenarbeit berichtete. »Faul wie Mist und dann noch betrügen!« hatte er gesagt. Vaters stehende Redensart ist: »Ich weiß nicht, warum die Leute so über die Schule jammern. Es gibt begabte Schüler und unbegabte. Die Unbegabten müssen eben ihren Irrtum einsehen und abgehen. Klarer Fall!«
Stimmte das? Stefan Brune unbegabt? Er sah so erwachsen aus, keineswegs dumm, nicht wie ein Betrüger.

Aus Gewohnheit war ich eingeschlafen. Meine Mutter mußte mich zweimal wecken, bevor ich begriff, daß ich aufstehen mußte.
»Beeil dich ein bißchen!« sagte sie, selbst verschlafen. Heute morgen wirkten Haut und Augen stumpf. Vater kam gutgelaunt zum Frühstück.

»Na, mein taufrisches Mädchen! Sei froh, daß du dir nicht die Nacht um die Ohren geschlagen hast!«
»Wie war es denn auf eurem Fest?«
»Schön war's! Ich habe viel getanzt«, sagte Mutti.
»Sie ist vergnügungssüchtig«, erklärte Vater. »Sie wollte und wollte nicht nach Hause gehen.«
Mutti lächelte bloß. Ich weiß nicht warum, aber sie tat mir leid. Ich vergaß mein Frühstücksbrot, und Mutti rannte mit dem Päckchen hinter uns her, als Vater und ich schon im Auto saßen.
Ich spürte einen merkwürdigen Druck im Magen, er wurde stärker, je näher wir der Schule kamen. Wahrscheinlich würde ich Stefan Brune in der Schule sehen. Ich wartete darauf. Unter all diesen Hunderten von Schülern war Stefan Brune, und ich mußte ihn unbedingt sehen!
Es gibt nur ein großes Portal, durch das die Schüler in der Pause nach draußen gehen. Bärbel und ich spazierten in der Nähe der Tür auf und ab. Bärbel wurde von mir dirigiert, ohne es zu merken.
»Ich hab' Krach mit Bernd«, erzählte sie. »Stell dir vor, er behauptet, er müßte für seinen dämlichen Fußball trainieren, ausgerechnet am Sonntag, wo wir beide zusammen – ich betone zusammen! – bei Iris zur Geburtstagsparty eingeladen sind! Er käme später! Damit will er mich abspeisen, und dann stinkt er verschwitzt. Das kannst du mit mir nicht machen, hab' ich ihm erklärt. Dann wirst du schon erleben, was ich allein auf der Party anstelle.«
»Was willst du denn tun?«
»Ich guck' mir einen anderen aus.«
Stefan Brune ist locker und gewandt. Er löste das Problem, wie wir uns begegnen könnten, so geschickt, daß mir die Spucke wegblieb. Ich hatte mir im stillen überlegt, wie wir überhaupt miteinander sprechen sollten. Bärbel war immer bei mir. Sie abzuhängen, schien mir unmöglich. Er stand plötzlich vor uns, sagte: »Guten Tag, Melanie«,

stellte sich der Bärbel vor, fragte höflich, ob er mich einen Augenblick allein sprechen könne, ließ die Bärbel stehen, wo sie stand und führte mich ein Stück abseits.
»Ich muß dich dringend sprechen, Melanie. Ich danke dir sehr für gestern abend, aber mir ist noch etwas Dummes passiert. Ich muß meine Taschenlampe auf dem Schreibtisch gelassen haben. Ist das schon aufgefallen?«
»Nein.«
»Sie liegt bestimmt unter dem Heftstapel. Ich meine, ich hätte sie dort zuletzt gesehen. Bitte, kannst du sie da wegnehmen und mir zurückgeben?«
»Noch was?« fragte ich böse.
»Es gefällt dir nicht. Das habe ich gestern schon gemerkt. Du hast ja recht, es ist ein krummes Ding, aber...«
»Ich sitze mit drin.«
»Nein, das stimmt nicht. Du hast mit mir ja nichts zu tun. Wenn du die Taschenlampe findest, komm heute Nachmittag um drei ins Tchibo. Ich warte auf dich, bis die zumachen.«
Er war blaß, aufgeregt und doch selbstsicher, wirkte vernünftig und überzeugend. Es gab für mich keine andere Wahl, ich mußte zustimmen.
»Bis dann«, sagte er kurz und ließ mich stehen. »Was wollte denn der von dir?«
»Es hat mit meinem Vater zu tun.« Ich mußte ihren Fragen ausweichen. Geradeaus ging es nicht.
»Der sieht gut aus. Ein toller Typ! Der könnte mir gefallen.« »Du hast doch Bernd.«
»Ich bin doch nicht auf einen festgelegt! Mensch, das war' ja wie verheiratet! Meine Mutter sagt, man muß vergleichen können, um zu wissen, was einem an einem Typ wirklich gefällt und was nicht.«
»Komm, laß mich in Ruhe. Ich seh' keinen Sinn darin.«
»Ach, Fräulein Rühr-mich-nicht-an!«
»Sag bloß, du möchtest gern ausprobiert werden.« »Ich? Mich muß man schon nehmen, wie ich bin.«
Es klingelte. Die Pause war vorüber.

Aus »Anita Dreckspatz«

An einem Regentag allein

[…]
Anita schließt die Wohnungstür. Es ist ganz still. In der Sofaecke sitzt die schöne Puppe Adelheid. Sie hat Mama gehört. Jetzt gehört sie Anita. Mama ist tot. Adelheid schaut immer geradeaus. Sie kann nicht sprechen, aber sie kann gut zuhören.
Anita erzählt ihr, daß sie sich eine richtige Freundin wünscht. Auf der Treppe draußen im Haus hört man schnelle, feste Schritte.
»Papa!« ruft Anita und reißt die Tür auf.

Der böse Tintenteufel und andere Kleckse

»Anita, träumst du?«
Anita blickt Lehrer Blümel erschrocken an. Ein bißchen hat sie geträumt, das stimmt. Sie hat einen schönen Klecks in ihr Heft gemacht und daraus eine Blume gemalt, mitten ins Schreibheft, wo die Hauptwörter und die Tuwörter stehen.
Neben ihr sitzt Birgit und grinst. Ihr Heft sieht ordentlich aus, ohne Klecks, Blümchen und rote Striche unter den Wörtern. Herrn Blümeis rote Tinte hat nur einmal lustige Kurven gedreht: O Fehler, gut.
In Anitas Heft ist ein roter Tintenteufel herumgesprungen. Alles falsch! Alles falsch! hat er gesungen.
Jetzt klingelt es, die Schule ist aus. Anita kann den roten Tintenteufel in ihrem Heft vergessen.
»Sollen wir ein bißchen spielen?« fragt Anita. Die Birgit ist klug und fein, das gefällt Anita.
Vielleicht wird sie doch ihre Freundin?

»Nein«, sagt Birgit kühl, »meine Mutter wartet auf mich. Bei uns wird pünktlich zu Mittag gegessen.« »Darf ich dich heute wieder besuchen?« fragt Anita. »Meine Mutter hat gesagt, du brauchst gar nicht mehr zu kommen, du bist zu schmutzig!« sagt Birgit.
Anita wird es ganz heiß vor Schreck. Sie schaut an ihrem Pulli herunter. Da ist ein Kleckerfleck von der Milchsuppe, ein bißchen Tinte und ein kleiner Fleck von Ich-weiß-nicht-was.
Anita versucht die Flecken abzurubbeln, aber das geht nicht, auch ihre Hände sind schmutzig. Birgit mustert Anita unbarmherzig. »Du hast schwarze Ränder unter den Nägeln«, erklärt sie streng.
»Ich kann mich ja waschen. Dann ist aller Dreck weg!« sagt Anita traurig. Sie hat es ja gewußt, daß die Birgit hochmütig ist, aber es tut doch weh, daß sie so mit Anita spricht. Nein, die ist keine Freundin.
»Ja, tu das, du hast es nötig!« sagt Birgit. Sie dreht sich um und geht nach Hause.

Ein wunderbares Badefest

Anita hat es nicht eilig. Bei ihr kommt das Essen nicht pünktlich auf den Tisch. Sie muß es selbst warm machen. Gestern haben Papa und Anita Erbsensuppe gekocht. Sie steht fertig auf dem Herd. Anita könnte schnell essen, aber sie hat etwas Wichtiges vor: Zuerst wird gebadet!
Anita kann keinen Augenblick vergessen, daß Birgits Mutter gesagt hat, sie wäre schmutzig.
»Ich bin nur von außen ein bißchen schmutzig! Das kann ich alles abwaschen, und dann bin ich so fein wie Aschenputtel, als es zum Ball ging!« sagt Anita trotzig vor sich hin. »Bäumchen rüttle dich, Bäumchen schüttle dich, wirf Gold und Silber über mich!«

Anita läßt Wasser in die Wanne plätschern. Sie zieht alle ihre Sachen aus. Ihr Bauch und ihre Beine sind gar nicht schmutzig. Das konnte Birgits Mutti bloß nicht sehen! denkt sie.
Im Wasser ist es schön. Mit der dicken grünen Seife schäumt Anita sich ganz ein. Sie schrubbt und nibbelt, sie planscht und taucht unter.
Ihre Hände werden rosa. Sie sehen ganz neu aus, auch die Füße sind wie neu.
»Pussikatze wäscht ihr Fell, und das geht ganz schnell. Die Pussikatze ist wie neu, oh, wie ich mich freu!« singt Anita, das hat sie sich ausgedacht.
Nun, wo Anita so rosasauber ist, kann sie ihre Sachen nicht mehr anziehen, die müssen auch gebadet werden. Sie wirft alles ins Badewasser. Sie rubbelt und reibt, sie drückt und wedelt damit herum, bis das Wasser richtig grau geworden ist.
Wie gut, daß das Zeug gebadet wird. Es war wirklich schmutzig! denkt sie. Sie läßt die graue Brühe durch den Abfluß trudeln.
»Die Birgit ist doof!« singt Anita und hängt alle Sachen auf die Leine über der Badewanne. Und dann zieht sie ihr himmelblaues Blümchenkleid an.
Denn jetzt ist Sonntag, entscheidet Anita, da darf sie auch ein Sonntagskleid anziehen. […]

Die Sache mit der Bonbontüte

[…]
Anita bleibt zurück. Sie kramt ihre Süßigkeitentüte aus der Schultasche. Eigentlich hat sie gar keine Lust mehr, ihre schönen Leckereien zu verschenken. Soll sie die Tüte überhaupt mit auf den Schulhof nehmen? Wem soll sie denn eine Kirsche geben? Aber sie nimmt die Tüte doch

mit. Dann ißt sie eben alles ganz allein auf! Drüben stehen Annemarie, Birgit, Susanne und Christine.
Langsam geht Anita auf sie zu. Dabei öffnet sie die Tüte. Die schönen Sachen lachen sie an! Anita paßt nicht auf. Der dicke Jochen rempelt sie an. »Was hast du denn da?« schreit er, schlägt mit der Hand unter die Tüte und alle bunten Süßigkeiten fallen auf die Erde!
»He! Kommt alle her, hier regnet es Bonbons!« ruft Jochen.
Er krabbelt auf der Erde herum und grabscht und grabscht, was er kriegen kann. Schnell sind noch ein paar andere Kinder da und sammeln Schokoladentaler und Teufelchen ein.
»Nein, nein!« sagt Anita leise.
»Weg da, ihr Doofen!« schimpft Petra und mischt sich in das Knäuel. Sie bückt sich und hebt zwei Kirschen am Stiel auf.
»So eine Gemeinheit!« sagt Petra. »Klauen alle Bonbons! Dabei hat sie so eine tolle Idee gehabt mit der Puppenschule!«
»War gar nicht ihre Idee!« mischt sich Birgit ein. »War wohl ihre Idee!« Vor lauter Tränenwasser in ihren Augen sieht Anita nicht, was los ist.
»Hier!« sagt Petra und gibt Anita die geretteten Kirschen zurück. »Danke!« sagt Anita. »Eine für dich, eine für mich!«
»Lecker, deine Kirsche!« verkündet Petra laut und schmatzt dabei. »Die hat ja im Dreck gelegen!« sagt Birgit verächtlich.
»Auf ein bißchen Dreck kommt es nicht an. Ist gesund!« erklärt Petra. Sie legt den Arm um Anita und dreht Birgit den Rücken zu.
»Weißt du was?« fragt Anita.
Aber dann weiß sie nicht weiter. Sie möchte gerne sagen: Du bist lieb. Aber sie traut sich nicht […]

Aus »Der große Olaf und die kleinen Knüpse«

Abends im Bett überlegt Olaf, was er tun muß, damit ihn seine neuen Klassenkameraden sofort ganz toll finden. Wenn er einen Witz erzählte, wäre gleich klar, daß er ein pfiffiger Bursche ist! Vielleicht einen Ostfriesenwitz, aber die kennen alle. Oder den: Zwei Tomaten gehen über die Straße. »Paß auf, da kommt ein Lastwagen!« sagt die eine. »Quatsch«, sagt die andere. Haha, der ist gut. Aber vielleicht verstehen die den Witz gar nicht sofort. Olaf erinnert sich, daß er ihn auch nicht gleich kapiert hat.
Oder er könnte den langen, langen Endlosschal umlegen, den mit den breiten Streifen aus roter und grüner Wolle, damit kann man die schönsten Verkleidungen andeuten. Man kann ihn einfach hinter sich herschleifen, als ob man gar nicht auf ihn achtete. Man kann ihn so oft um den Hals wickeln, daß es aussieht, als hätte man Halsschmerzen oder Zahnschmerzen, oder man kann jemanden damit einfangen, jemanden damit kitzeln, mit den Enden Propeller spielen, überhaupt, der Schal ist einfach Klasse, den nimmt er mit.
Am anderen Morgen geht Mama mit ihnen. Sie staunt über Olafs langen Schal: »Was willst du denn damit, Olaf? Es ist doch kein Winter mehr!«
»Ich brauche ihn auch nicht zum Wärmen!«
»Er braucht ihn zum Angeben«, erklärt Knups.
»Ihr seid doof!« sagt Olaf und meint Knüpschen gleich mit, die so spöttisch kichert.
Zuerst müssen alle zum Rektor der Schule. Mama meldet ihre Kinder an.
Die Zwillinge kommen in die 1b zu Frau Gutmann. Die Stunde hat schon angefangen. Knups und Knüpschen ist es richtig matschig im Magen. Mama klopft an die Klassentür.
»Lauter fremde Kinder, Mama, können wir nicht erst morgen...« Aber da wird die Tür aufgemacht, Frau Gut-

mann lächelt die Knüpse freundlich an, begrüßt Mama und sagt:
»Nun kommt mal rein, wir werden uns schon anfreunden!« Das geht alles furchtbar schnell, und schon ist die Tür wieder zu, Mama und Olaf suchen die Klasse 3b, in die Olaf reingehört.
»Ich muß aufs Klo!« sagt Olaf. Vielleicht kann er den schlimmen Augenblick noch hinausschieben. So viele Augen gucken einen an, und man ist ganz allein. Scheußlich. Aber Mama sagt, er kann gleich in der Pause aufs Klo gehen.
»Dann mach ich die Hose voll!« droht Olaf.
»Gut, dann suchen wir ein Klo!«
Wenig später stehen Mama und Olaf doch vor einer Klassentür, 3b. Hier sind sie richtig.
»Es wird bestimmt alles gutgehen!« flüstert Mama Olaf zu und klopft an.
Herr Scholle hat einen Bart, und seine Hand ist weiß von Kreide.
»Aha, ein Neuer!« sagt er mit lustigem Augenzwinkern.
Olaf macht ein böses Gesicht. Einige Kinder feixen.
»Wie heißt du?« fragt Herr Scholle.
Olaf hört nicht hin.
»Berger«, sagt Mama und stupst Olaf.
»Olaf Berger!« sagt Olaf laut und deutlich.
»Schön, Olaf, dann komm mal richtig herein!« Schon ist Olaf mitten in der neuen Klasse und weit weg von Mama. Herr Scholle spricht mit Mama. Olaf hört, daß Mama leise »Tschüß« sagt. Aber er dreht sich nicht um. Die Tür klappt zu.
So ist das. Er ist allein. Er muß eben tapfer sein. In der Stunde ist es ganz nett. Herr Scholle gibt Olaf einen Platz, wo er allein in der Bank sitzt. Das ist gut, dann hat er keinen Nachbarn, der ihn kneift oder ihm seinen Anspitzer wegnimmt. Herr Scholle ist mal lustig und mal streng, er macht eine Leseübungsstunde. Er fragt Olaf, ob er auch

ein Stück von der Geschichte vorlesen möchte. Olaf zeigt, daß er gut lesen kann.
»Prima!« sagt Herr Scholle, und Olaf vergißt, wie fremd er noch ist. Eigentlich geht es hier so ähnlich zu wie in der alten Schule. Er mag Herrn Scholle.
In der großen Pause hängt sich Olaf den Endlosschal um. Er ißt ein Butterbrot und steht allein auf dem Schulhof. Plötzlich stehen sieben oder sogar acht Kinder im Kreis um ihn herum.
»Was hast du denn für einen blöden Schal? Kann man damit Seil springen?«
»Das ist kein blöder Schal. Ich finde ihn prima!«
»Man kann dran ziehen!« sagt einer und packt ein Ende.
»Laß das!« Olaf ist wütend. Er hat ja gewußt, daß es so kommt, er steht allein vor so vielen und hat Angst. Lauter doofe Kinder, denkt er, wissen nicht, was ein prima Schal ist. Er will weg hier.
Olaf macht einen langen Schritt und noch einen, und dann ist es passiert: Er tritt auf seinen Schal und stolpert. Mist. Aber er fängt sich noch. Keiner hat ihm geholfen, plötzlich steht auch keiner mehr im Weg. Damit er schön der Länge nach hinknallen kann. Er ist aber nicht hingeknallt. Trotzdem lachen die anderen. Sie lachen und lachen.
Das Lachen fällt über Olaf her, er hätte am liebsten geweint. Da geschieht etwas. Etwas, womit Olaf gar nicht rechnet: Da ist ein Mädchen, das hat braune Augen, das lacht nicht schadenfroh. Das nimmt ein Ende des langen Schals, legt es um ihre Schultern und stolziert mit Olaf an den Lachern vorbei:
»Das kann man auch mit so einem feinen, langen Schal machen!«
Olaf weiß nicht, was er sagen soll. Die anderen lachen nicht mehr so laut, nicht mehr so schadenfroh.
»Wie heißt du?« fragt Olaf.
»Petra!« sagt das Mädchen mit den braunen Augen.[…]

Aus »Die kleine Fee«

Eine kleine Fee im Hausputz

Ihr denkt, eine Fee müßte im Wald wohnen. Sie schläft auf einem Blütenblatt. Ihr Frühstück ist auf einem dicken Pilz gedeckt. Aus einer Glockenblume trinkt sie ihren Honigseim. Ja! Normalerweise ist das so.
Dann kommt die Nacht, der Mond scheint auf die Waldwiese. Alle Feen treffen sich und tanzen Ringelreigen. Mit nackten Füßen natürlich. Ihr könnt euch denken, wie schön das ist! Aber Marin und Katja haben tatsächlich eine Fee entdeckt. Eine Fee in der Großstadt. Da gibt es keinen Wald. höchstens einen Park oder einen Friedhof. Pilze und Glockenblumen kommen hier nicht vor.
Normalerweise hätten Martin und Katja niemals eine Fee beobachten können, wenn nicht Frau Meier von gegenüber in diesem Jahr einen ganz gründlichen Hausputz hätte machen wollen.
Die kleine Fee wohnte auf dem Dachboden in einem alten roten Plüschsofa. Lange Zeit schon! Niemals hatte sich jemand auf dieses Sofa gesetzt, niemals hatte sie jemand erschreckt. Bis heute.
Plötzlich knarrt die Bodentür. Frau Meier mit einer großen Schürze tritt auf den Dachboden und schläft mit der flachen Hand auf das Sofa. Eine Staubwolke steigt hoch.
»Nehmen Sie die Kisten mit!« sagt Frau Meier. »Und diesen alten, roten Staubfänger! Ich will das Sofa nicht mehr sehen! Jetzt wird entrümpelt!«
Die kleine Fee verkriecht sich ganz tief in ihre Sofawohnung und weiß nicht was jetzt wohl geschehen wird.
Plötzlich wird sie mitsamt dem Sofa hochgehoben, durch die Luft getragen, viele Treppen hinunter bis auf den Hof.
Dann ist alles still.

Frische Luft kitzelt die kleine Fee in der Nase. Sie ist sehr neugierig und schaut mal, wo sie gelandet ist. Es riecht nach Frühling. Den Duft kennt die kleine Fee. Ein Sonnenstrahl fällt in den Hof und zielt direkt auf das alte Sofa.
Da muß die kleine Fee tanzen. Wer hat schon mal eine Fee tanzen sehen? Das sieht so leicht aus, daß jeder meint, das kann ich auch. Gleich hebt er sein rechtes Bein hoch und dann das linke. Das klappt ganz gut. Aber wenn er dann herumwirbeln will, verheddern sich die Beine, und schon liegt er auf der Nase!
Wie Feen tanzen, das kann keiner.
[…]

Pittipees kurze, traurige Geschichte

»Ach, wenn ich doch nicht geschlafen hätte!« seufzt Pittipee. Es sieht so aus, als ob die kleine Fee weinen will.
»Ich habe wie jeden Tag in meiner Glockenblume geschlafen. Ganz selten kommen Menschen in den Teil des Waldes, den sich die Feen ausgesucht haben. Aber an dem Tag sind Leute vorbeigekommen. Sie haben Blumen gepflückt und auch die Glockenblume, in der ich schlief!«
»Ach, du liebe Güte!« ruft Katja dazwischen.
»Sei still!« ermahnt sie Martin.
»Ich habe gar nicht gemerkt, wie ich weggetragen worden bin. Aber auch, als ich wach wurde! Da war ich in einer Wohnung. Die Glockenblumen steckten abgerissen in einer Vase mit Wasser drin. Ach, ich wußte nicht, wo ich hingekommen war, ach, und wie sollte ich den Weg in den Wald zurück finden?«
»Und da?«
»Es war ganz schrecklich. Ich habe viel geweint vor Heimweh! Und plötzlich nahm die Frau den welken Glockenblumenstrauß und warf ihn in den Dreckeimer.«

»Bist du auch in den Abfall gefallen?« ruft Katja erschrocken.
»Ich habe mich an der Vase festgehalten, aber die Frau schlug damit gegen das Waschbecken, und da brach eine Ecke ab. Sie schimpfte; ›Zum Wegwerfen ist sie zu schade, aber im Wohnzimmer kann ich sie nicht mehr hinstellen.‹ Sie brachte mich auf den Dachboden. Das war mein Glück!«
»Warum? Dort warst du doch ganz allein zwischen all den Sachen, die man nicht mehr braucht!«
»Das stimmt, aber es war dort immer ganz still und ein bißchen dämmrig. Ich fühlte mich sicher dort. Gewiß hat die Feenkönigin mir geholfen. Ich habe den ganzen Boden erforscht. Jeden Tag ein Stück mehr. Endlich habe ich das alte Sofa entdeckt. Ich habe mir eine richtige Wohnung gemacht, in der mich keiner entdecken kann. Und heute, ja da ist die Frau gekommen und hat gesagt: »Es wird entrümpelt!«
»Wie gut, so haben wir dich entdeckt!« sagt Martin fröhlich. Er mag nicht gern so ganz traurige Geschichten. Und Pittipees Erzählung war recht traurig, besonders, wenn man das kleine zarte Geschöpfchen dabei anguckte.

Aus »Einer zuviel im Klassenbuch«

Für Klaus Paßmann habe ich mich immer am meisten interessiert. Na ja, interessiert – ich mag ihn eben. Lieber als alle anderen in unserer Klasse. Und ausgerechnet Klaus fängt so eine Geschichte an! Immer der Reihe nach! Das Ganze ist so verrückt, da muß ich der Reihe nach erzählen.

Klaus ist einer, der wenig auffällt. Er ist lang und dünn, mit riesengroßen Füßen, mindestens Schuhgröße 45. Oder 46! Einmal, als es furchtbar geregnet hatte, ist mir das aufgefallen. Jemand hatte Klaus in eine Pfütze geschubst, und Klaus schrie: »Jetzt hab ich klatschnasse Füße!« Dabei zeigte er seine riesigen Schuhe, und alle mußten lachen. Ich hab mal meinen Fuß daneben gehalten. Richtig zierlich bin ich mir vorgekommen. Und das war ich damals ja wirklich nicht. Aber warum rede ich von seinen Füßen, die sind Nebensache.

Ich wollte bloß sagen, daß Klaus nicht weiter auffällt, bis auf seine Füße. Schöne Augen hat er, große, graugrüne Augen. Wenn er mich anguckt, geht es mir richtig durch, obwohl er mich bloß gleichgültig anguckt und genau wie alle anderen »Mariechen« zu mir sagt. Dabei heiße ich Marlies. Die haben schon ganz vergessen, daß ich Marlies heiße. Immer Mariechen! Sie halten mich für ein Hausmütterchen, ein Heimchen am Herd, weil ich nicht so einfach wegkann, wenn die anderen was vorhaben. Ich muß meiner Mutter helfen. Die ist oft krank. Außerdem bin ich zu dick.

Ich *war* zu dick!

In diesen Ferien habe ich es nämlich geschafft, acht überflüssige Pfunde loszuwerden. Ha, meine Jeanshose sitzt! Aus diesem Grund hab ich mich gefreut, daß die Schule wieder anfing. Aber mir grauste auch vor dem neuen Schuljahr, denn es ist das erste Schuljahr ohne Kerstin. Kerstin, meine beste Freundin. Von Anfang an sind wir

Freundinnen gewesen. Am ersten Schultag saß ich neben einer kleinen Blonden, die immer ihre Haare aus dem Gesicht blies. Schon damals hatte sie so wirre Strubbel auf dem Kopf. Das ist Kerstin. Wir haben zusammengeklebt, acht ganze Schuljahre, und das soll jetzt vorbei sein. Immer nebeneinander auf einer Schulbank, und jetzt kriegte ich eine neue Banknachbarin – Nachbarin ist noch lange nicht Freundin. So eine wie Kerstin finde ich nicht mehr. Sie haben sie hängenlassen. »Nicht versetzt« stand unter ihrem Zeugnis. Wir haben beide geheult. Aber es nützte nichts. Kerstin glänzte nur in drei Fächern: Deutsch, Kunst, Musik. Sie versagte in Mathematik, Chemie, Physik und hielt sich in Latein nur gerade über Wasser. Irgendwann im letzten Halbjahr hat Kerstin die Hoffnung aufgegeben. Tat einfach nichts mehr für die Schule. Keiner hat ihr Mut gemacht, keiner von den Lehrern, bloß ich. Ich wollte ihr in Mathe helfen. Sie packte es nicht, wollte es auch gar nicht mehr. Sie sagte: »Ich glaube, daß ich mich mit vollem Recht weigere, meine Zeit für Mathematik zu verschwenden. Es paßt nicht zu mir, ich weiß genau, ich brauch das nicht. Ich muß doch wohl über mich selbst bestimmen können!«
So etwas sagte Kerstin. Ich fühlte mich hin und her gerissen, klar, sie hatte recht, aber so kriegte man eben kein Versetzungszeugnis.
Kerstin war jetzt zur Realschule gewechselt, damit sie wenigstens die Fachoberschulreife schaffte. Meine neue Figur mußte mich über den Schulanfang ohne Kerstin hinwegtrösten. Auch daran war Kerstin nicht ganz unbeteiligt. Mitten in der schönsten Geburtstagskuchenschlacht konnte sie sagen:
»Keine Käsesahnetorte mehr für dich! Du bist zu dick, um Schönheitskönigin zu werden!« So paßte sie auf mich auf. Jetzt war ich also nicht mehr zu dick, ich mußte mich der Kerstin bald mal zeigen. Auf ihr Gesicht freute ich mich schon. Klaus hat meine Figur sofort bemerkt. Ich hätte

gedacht, der sieht so was überhaupt nicht, und da sagt er: «Du hast dich aber verändert, Mariechen. Sieht Spitze aus, die Bluse!»
Ich mußte ja grinsen, daß er sagte, die Bluse sähe gut aus, dabei muß er doch meine Figur gemeint haben.

[…]
»Was ist mit dir los, Mariechen? Du hast doch was? Nun mal raus mit der Sprache!« So ist das oft bei Kerstin. Sie läßt einen warm werden und dann zielt sie direkt auf dein Problem. »Laß mich raten! Verliebt ... Verliebt mit Liebeskummer!«
Ich grinste.
»Ach du liebe Güte.« Kerstin seufzte. »Wenn sich Mariechen verliebt, ist das eine ernste Sache!«
Ich nahm schnell einen Schluck Tee, verschluckte mich und mußte husten.
»Ist es Klaus?« fragte Kerstin.
Ich erzählte ihr alles, vor allem, wie sich Klaus verändert hatte.
Ich erzählte ihr von Lutz Windig, den Klaus erfunden hatte, und wie sich die Stimmung in der Klasse durch Lutz Windig von Gleichgültigkeit bis zu Wut und Aggression gesteigert hatte.
»Na, das ist aber mal ein Ding! So eine starke Idee hätte ich Klaus nicht zugetraut. Hör mal, das ist doch prima. Bei uns läuft alles ruhig, wir haben ganz nette Lehrer, bißchen locker, bißchen streng, richtige Mischung. Natürlich, Bulle war immer ein Ekel. Und weiter?« »Klaus hängt sich an den Uli. Uli braucht bloß was zu sagen, dann macht Klaus mit. Auch heute ...«
Die Tür ging auf, Frau Brand steckte den Kopf ins Zimmer. »Ich bring euch ein bißchen Gebäck zum Tee. Mein Buch habe ich ausgelesen. Kann ich mich ein bißchen zu euch setzen?«

Unser Gespräch war unterbrochen, aber das war nicht schlimm. Frau Brand mit Afrolook-Wuschelkopf redete mit uns, als wären wir ihre Freundinnen.
»Ist Verliebtsein schön?« fragte Kerstin ihre Mutter. »Ja«, sagte die, ohne zu zögern, »es ist das Schönste von allem.« Sie verdrehte die Augen, und wir mußten lachen. Wie einfach das war! Klar, Liebe ist das Schönste! Schön, schöner, am schönsten, warm, wärmer, am wärmsten, gut, besser, am besten!
»Ich kann nicht mitreden. Wenn ich mal verliebt war, gab's immer eine Enttäuschung«, sagte Kerstin. »Ich muß Liebe wohl noch lernen.«
»Es gibt eine Menge zu lernen auf dem Gebiet. Wie man den anderen und sich selbst versteht, wie man das macht, wirklich offen und ehrlich zu sein. Wie man Liebe annimmt und zurückgibt. Da erlebt man schon mal Enttäuschungen, und einen Teil davon hat man bestimmt selbst verschuldet. Aber es lohnt sich immer, einmal aus sich herauszugehen, einem anderen nahe zu sein, ihn zu fühlen, sich selbst zu fühlen. Man schaut die Welt mit anderen Augen an, und sieh da: Die Welt ist schön, wie neu. Ihr werdet es erleben!« sagte Frau Brand abschließend.
Sie lachte wieder.
»Du bist vielleicht romantisch, Mutti!« spottete Kerstin. »Und was ist, wenn so ein Geliebter einem auf der Seele rumtrampelt? Oder bloß Sex im Kopf hat?« »Das darfst du nicht so eng sehen. Sex gehört mit dazu, ist aber nicht alles. Trotzdem hast du recht: Es muß schon der richtige Partner sein, einer, zu dem man Vertrauen haben kann.«
»Also ist es doch nicht so einfach: Man verliebt sich, und die Welt ist schön!«
Die zwei zankten hin und her. Ich dachte mir mein Teil. Ich war verliebt, so viel war klar. Klaus! Wenn ich ihn sah, wurde ich durch und durch warm. Ich hatte seine Hände gern und seine Augen, seine Stimme, besonders seine Stimme, wenn er leise mit mir redete. Und wie er sich

bewegte, ein bißchen schlaksig, ein bißchen schüchtern. Merkwürdig: Küssen hatten wir schnell gelernt, jetzt mußte ich noch lernen, ihn zu verstehen, damit mir nicht die Decke auf den Kopf fiel, wenn er einen Nachmittag mit Uli verbrachte.
Als ich nach Hause ging, fühlte ich mich gut. Richtig fröhlich. Ich nahm mir vor, ihn gleich anzurufen. Dann hörte ich heute wenigstens noch einmal seine Stimme. Ich rief bei Paßmanns an, aber er war nicht zu Hause.
[…]

Aus »Freunde läßt man nicht im Stich«

Freunde für Abenteuer

»Der hat es gesehen!« sagt Tommy und zeigt auf Klaus. Klaus fühlt, wie er rot wird. Ja, er hat beobachtet, daß Dirk mit schnellem, geschicktem Griff eine Tafel Fruchtschokolade vom Stapel genommen und eingesteckt hat.
»Na, und? Meinst du, der wird uns verpfeifen? Wir hauen ab!« sagt Dirk.
Der ist mutig. Und kaltschnäuzig. Der hat keine Angst, denkt Klaus. Und die beiden sind Freunde, aber er ist allein. Vor zwei Wochen sind die Eltern mit Klaus in diese Gegend gezogen. Alles ist fremd, die Schule, die Nachbarn, die Jungen in der Klasse.
»Ich verrate euch nicht!« hört sich Klaus sagen.
»Dann ist ja alles klar«, sagt Dirk und geht langsam weg.
»Willst du mitmachen?« fragt Tommy.
»Mitmachen? Mit euch? Was denn? Sachen klauen?«
»Alles.«
Tommy sieht, daß Klaus zögert. Er dreht sich um, läuft hinter Dirk her, wartet die Antwort nicht ab.
Aber Klaus läuft auch los, hinter Tommy her.
»Wenn du Angst hast, kannst du nicht unser Freund sein«, sagt Tommy.
»Ich hab' keine Angst.«
»Ach, das sieht man doch!«
Im Kaufhaus dudelt poppige Musik. Von großen Reklameschildern lächelt eine Frau herab:
Wünsch dir was!
Wünsch dir was! Klaus wünscht sich Freunde. Freunde, mit denen er Abenteuer erleben kann.
Tommy läuft jetzt schneller. Von Dirk ist schon nichts mehr zu sehen. Klaus bleibt neben Tommy. Tommy grinst.

»Mal sehen, ob du ein guter Kumpel bist!« sagt er.
Vor dem Kaufhaus wartet Dirk:
»Magst du auch Orangenschokolade?« fragt er. »Wie heißt du?«
»Ich heiße Klaus. Natürlich mag ich Orangenschokolade.«
Jetzt gehört er zu ihnen. Tommy und Dirk haben ihn als Freund angenommen. Klaus ist aufgeregt vor Überraschung und Freude.
Die drei essen die Schokolade. Dirk zerknüllt das Papier und sagt: »Jetzt bist du dran. Hol noch eine Tafel!«
»Ich?« fragt Klaus. »Klauen?«
»Na, was denn sonst? Guck nicht wie 'ne Kuh! Es kann nichts schiefgehen. Ich hab' noch Hunger auf Schokolade.«
»Na, los, du bist doch unser Freund!« sagt Tommy.
Schrecken fährt Klaus in die Glieder. »Ich mach' so was nicht!« sagt er.
»Hast du nicht gelesen: ›Wünsch dir was!‹ steht auf ihrer Reklame. Die Kaufhausfritzen sind so reich, denen kann man ruhig ein paar Tafeln Schokolade wegnehmen. Das merken die gar nicht. Und wenn, dann sind sie gegen Schaden versichert. Mach dir nichts ins Hemd!« sagt Tommy freundlich.
Klaus vergräbt seine Hände in den Hosentaschen. Am liebsten möchte er weglaufen. Das sind nicht die richtigen Freunde, denkt er einen Augenblick lang. Und dann fühlt er das Markstück in seiner Tasche. Der Rest von seinem Taschengeld!
»Na, gut«, sagt Klaus glücklich.
»Wartet auf mich!«
Er hat das Problem gelöst. Er behält seine neuen Freunde und braucht doch nicht zu klauen. Er kann die Schokolade bezahlen. Klaus beeilt sich, den beiden die Tafel zu bringen. Sie sind zufrieden mit ihm.
»Doch ein guter Kumpel!« lobt Tommy. Und Klaus nickt dazu.

So fängt ihre Freundschaft an.
Eine Zeitlang ist Klaus glücklich. Zu dritt spielen sie Fußball, tummeln sich auf dem Spielplatz im Park, telefonieren mit verstellter Stimme mit wildfremden Leuten, denen sie freche Sachen sagen.
Manchmal fühlt sich Klaus nicht wohl in seiner Haut, wenn merkt, daß die zwei Streiche aus hecken, die keine richtigen Streiche sind. Sein Taschengeld geht immer weg für Sachen, die Dirk und Tommy haben wollen. Die nutzen mich aus, denkt er. Aber wenn Dirk und Tommy ihn rufen, dann schiebt er die kritischen Gedanken zur Seite. Was du nur hast! beruhigt er sich. Es sind doch Freunde. Die sind gar nicht so schlimm.
Einmal haben sie ihn reingelegt: Vor einem Bäckerladen steht ein Fahrrad. Tommy sieht sofort, daß es nicht abgeschlossen ist. Er schwingt sich hinauf und fährt los.
»Wartet hier, bis der kommt! dem das Rad gehört!« ruft er. »Sagt ihm, ich wäre gleich wieder! da!« Aber Dirk wartet nicht, er rennt hinter Tommy her: »He, ich fahr' mit!«
Klaus wartet vor dem Geschäft. Eine junge Frau kommt heraus und sucht ihr Fahrrad. Klaus fühlt sich unbehaglich. Warum kommen die beiden nicht zurück? Die müssen doch das Fahrrad wiederbringen. Die können doch nicht ein Fahrrad klauen! Nein, das machen sie nicht. Niemals!
»Mein Fahrrad ist weg!« jammert die Frau. »Das darf doch nicht wahr sein!«
»Das kommt gleich wieder, bestimmt!« sagt Klaus.
»Hast du es gestohlen? Komm mal mit, du Früchtchen!«
»Ich hab' es nicht. Ich hab' es nicht!« ruft Klaus. Die Frau packt ihn am Arm. Klaus reißt sich los und rennt und rennt.
Völlig außer Atem flüchtet er in einen Hauseingang. Plötzlich sieht er Dirk und Tommy. Sie stellen das Rad an eine Hauswand, wo die Frau es niemals finden wird, und kommen zu ihm.

»Was ist mit dir los?« fragt Tommy.
»Bring das Rad zurück. Die Frau denkt, ich hätte es gestohlen! Mensch, mir zittert das Herrn vor Schreck! Das ist gemein von euch. Einfach ein Rad wegzunehmen!«
»Soll sie es doch suchen!« sagt Dirk.
»Das mach' ich nicht mit. Das Rad gehört der Frau!« schreit Klaus aufgeregt.
»Ja, denkst du denn, wir bringen jetzt das Rad zurück, und dann können sie uns schnappen? Bist du blöd!«
Klaus blickt in die feixenden Gesichter. Sie lachen ihn aus.
»Bring du es zurück!« sagt Dirk. »Und wenn sie dich einsperren, komm' ich dich besuchen.«
»Ihr habt es genommen, ihr müßt es auch zurückbringen!« erklärt Klaus. Die müssen das doch kapieren.
»Wir hauen ab!« sagt Tommy. »Wird mir hier zu warm, bloß alles Moralgequatsche!«
»Ihr wollt Freunde sein? Das glaub' ich nicht. Ihr seid gemein!«
Dirk und Tommy schlendern über die Straße. Locker, als sei nichts passiert. Als stünde da nicht ein Fahrrad, das von einem anderen gesucht wird.
»Tschüß, Kumpel«, sagt Tommy frech.
»Mit euch will ich nichts mehr zu tun haben!« schreit Klaus. Er ist ganz verzweifelt. Tränen laufen ihm übers Gesicht. Sie haben ihn mit dem Fahrrad allein gelassen. Die kümmern sich nicht um ihn und nicht um das Fahrrad. Was soll er bloß machen? Kann er auch weggehen, sich verdrücken, damit ihn keiner findet? Kann er das Fahrrad stehen lassen, wo es steht?
Freunde? Schöne Freunde! Sie haben ihn hereingelegt. Sie sind fort. Klaus wischt sich die Tränen vom Gesicht. Er muß ohne sie auskommen. Eigentlich hat er sich immer nach ihnen gerichtet, mitgemacht, was er selbst gar nicht tun wollte. Er paßt nicht zu denen. Sie haben ihn gar nicht gern. Und er? Hat er sie gern?

»Ich wollte Freunde haben, nicht so welche –richtige!«
Da steht das Fahrrad. Er muß es der Frau bringen. Und wenn sie ihn für einen Dieb hält, so muß er es erklären. Wenn er die Wahrheit sagt, kann ihm doch nichts passieren.
Klaus nimmt das Fahrrad und schiebt es neben sich her. Schon von weitem kann er sehen, daß mehrere Leute vor dem Bäckerladen stehen und reden.
Klaus geht auf die Leute zu. Er hält sich am Lenker des Fahrrads fest, geht immer weiter.
»Mein Fahrrad!« schreit die Frau. »Und der Kerl, der es geklaut hat!«
Klaus hört es. Trotzdem geht er weiter. Direkt auf die Frau zu.
»Hier ist Ihr Fahrrad. Aber ich habe es nicht geklaut.«
»So, und wie kommt es, daß du es jetzt in der Hand hast?« fragt einer.
»Ich hab' bloß gesehen, wie jemand damit weggefahren ist. Ich bringe es zurück.«
»Komischer Junge. Sieht ganz verheult aus«, sagt die Bäckersfrau. »Den kenn' ich doch, er hat schon mal Brötchen bei uns gekauft. Vielleicht sagt er die Wahrheit.«
»Jetzt, wo Sie Ihr Fahrrad wiederhaben, können Sie mich doch gehen lassen!« sagt Klaus.
»Ich weiß nicht...« sagt die Frau. Sie schaut ihn prüfend an. »Hau ab!« sagt sie endlich.
»Ich hab's wirklich nicht genommen!« sagt Klaus.
Und dann geht er nach Hause. Froh. Irgendwie erleichtert.

Aus »Nelly wartet auf den Frieden«

[…]
Oma und Opa Schrickel sind bei Verwandten im Dorf unter-gekommen. Oma Schrickel jammert Nelly die Ohren voll, was die wüsten Soldaten wohl in ihrem Haus anstellen könnten. Nein, wie so etwas möglich ist! Und das schlimmste von allem ist, daß sie auf die Freundlichkeit ihrer Schwiegertochter angewiesen ist, daß sie nichts zu sagen hat, daß sie um ein paar Kartoffeln bitten muß, wo doch in ihrem Keller noch Kartoffeln liegen und Zwiebeln, Eingemachtes. Wenn die Amerikaner bloß nicht alles aufessen!
Die Glaslagerzeit ist plötzlich vorbei, in langen Reihen fahren Lastwagen die Soldaten ab. Die Häuser sind geräumt, die Bewohner können wieder einziehen.
Nur eine Kommandantur bleibt übrig. Das besetzte Dorf muß ja verwaltet werden.
Die Sperrstunde beginnt jetzt erst abends um zehn Uhr. Es gibt auch noch Lebensmittelkarten, aber man kann kaum etwas darauf kaufen. Für die Bevölkerung bricht eine Zeit des Hungerns an.
Den Evakuierten geht es besonders schlecht, die Läden sind leer. Bloß Einheimische können kleine Rationen bekommen, Brot liegt unter dem Ladentisch. Wurst holt die Frau des Metzgers aus der Hinterstube. So blank und sauber haben die Regale in der Metzgerei noch nie ausgesehen.
»Tut mir leid, wir haben nichts!« Das kriegt Nelly zu hören, wenn Mutti sie losschickt mit ihrer fast wertlosen Lebensmittelkarte. »Aus Brennesseln kann man gut Spinat kochen!« sagt Oma Schrickel. »Ich zeig Ihnen, wie man's macht!« Nelly kriegt Handschuhe an und muß Brennesseln pflücken. Es gibt genug junge Brennesseln. Nelly schimpft vor sich hin, aber sie pflückt einen ganzen Korb voll.

»Lauf, frag den Metzger, ob er eine Kanne Wurstbrühe hat!« sagt Mutti. Montags und donnerstags verkauft der Metzger Wurstbrühe. Nelly geht durchs Dorf, ihr begegnet der Rektor der Volksschule, den sie kennt. Automatisch hebt sie die Hand zum Gruß.
»Heil Hitler, Herr Münzer!« Er ist als Nazi bekannt.
Bei Nellys Gruß wird er rot. Er glaubt, daß sie ihn beleidigen will.
»Bist du verrückt, Kind! Grüß Gott, heißt das!« Verstohlen guckt er um sich, ob jemand die Szene beobachtet hat.
Nun wird auch Nelly rot. Wie kann sie nur! Früher war »Grüß Gott« gefährlich, wenn man Herrn Münzer traf, heute ist »Heil Hitler« gefährlich. Keiner will Nazi gewesen sein, und Nelly ist ganz durcheinander. Ist sie ein Nazi gewesen? Und was ist sie jetzt?
Nelly hat jemanden sagen hören: »Jetzt geht es ihnen an den Kragen, diesen Nazischweinen!«
Die Muttel in Ratibor hat den Führer geliebt und bewundert, er kam in der Rangordnung ihrer Weltanschauung gleich nach dem lieben Gott und der Jungfrau Maria. Sie war gütig, hilfsbereit, klug und tüchtig. War sie ein Nazischwein?
Nelly kann es nicht glauben.
Und Tante Paula, die vor Begeisterung geweint hat, als sie Hitler von Gesicht zu Gesicht gesehen hat? Und Grete, die mit Feuer und Überzeugung vom Führer als dem Retter des deutschen Volkes gesprochen hatte?
Und Nelly hatte ihr jedes Wort geglaubt!
Sind sie blind gewesen, taub? Hat denn niemand gesehen, was für Verbrechen geschahen? Und der Krieg, dieses Verbrechen, unter dem sie alle und mit ihnen die Völker Europas gelitten haben? Wofür haben die Soldaten gekämpft und sind zu Millionen gefallen? Ihrer Blindheit und Taubheit wegen? Weil sie verführt worden sind und sich haben verführen lassen?

Für Nelly bleiben diese Fragen ohne Antwort. Sie hört genau zu, wenn die Erwachsenen reden.
»Das haben wir nicht gewußt!« sagt Tante Paula. »Das haben wir nicht gewußt!«
Aber Mutti hat doch Frau Balder gekannt und ihre kranke Tochter, die man als lebensunwertes Leben getötet hat? Tante Paula und Mutti haben Kaufleute in Wesel gekannt, die Juden waren und spurlos verschwanden. Sie haben nichts gewußt? Aber den Terror der Kristallnacht, damals vor vielen Jahren, als die Geschäfte der Juden verwüstet und die Synagoge in Essen niedergebrannt wurde, das haben sie doch mit eigenen Augen gesehen! Und die Schmierparolen gelesen: »Juden raus!« Und die Menschen mit dem gelben Stern auf der Brust sind ihnen begegnet. »Wir haben nichts damit zu tun gehabt!« sagt Mutti.
Sie haben nur gesehen, was sie sehen wollten, und die Schreckensbilder verdrängt.
Mit der dunklen Seite des Naziregimes hatten sie nichts zu tun gehabt. Sie wollten nur sehen, daß es ihnen selbst unter Hitlers Herrschaft besser ging.
»Hitler hatte so viel versprochen, und wir haben daran geglaubt. Wir dachten, laß ihn machen, vielleicht zieht er den Karren aus dem Dreck!« sagt Tante Paula.
»Alle haben gejubelt, und wir haben mitgejubelt!« sagt Mutti. »Wie konnte man ahnen, daß im geheimen Verbrechen geschahen? Wie konnten wir ahnen, daß es so enden würde?«
So reden sie, und Nelly hört zu.
Es kommt Nelly vor, als müsse sie einen Brief entziffern, über den ein Tintenfaß ausgeschüttet worden ist. Nichts, nichts wird ihr klar. Sie fühlt nur eine tiefe Traurigkeit bei all diesen Gesprächen. Sie fühlt den Verlust ihres Kinderglaubens an einen mächtigen Führer, dem sie singend und marschierend gefolgt ist – einem Führer, der Millionen

unschuldiger Menschen in den Feuerofen führte und die Überlebenden in Scham und Schuld.
Am Ende dieser Gespräche steht immer die Frage:
Aber was hätten wir denn tun können? Wie hätten wir etwas ändern oder verhindern können? Sind wir nicht selbst Opfer und schwer bestraft?
Wenn sie nur Opfer wären, könnten sie ihre Hände in Unschuld waschen. Aber waren sie nicht auch Täter, weil sie geschwiegen hatten?

An einem bestimmten Tag im Mai ist der Krieg zu Ende, und keiner merkt etwas davon. Es ist der 9. Mai 1945 gewesen.
Irgendwann später hören sie das.
»Der Krieg ist aus. Hitler hat sich erschossen!«
Weiß man es genau? Stimmt das? Ist es kein Gerücht? Niemand besitzt mehr ein Radio. Es gibt keine Zeitungen.
Und doch ist es wahr. Der langersehnte Tag, das Ende des Krieges, das sie alle aus tiefstem Herzen herbeigewünscht haben, der Tag ist da.
Der Krieg ist zu Ende.
Aber der Tag wird nicht gefeiert. Keine jubelnden, lachenden, singenden Menschen, die sich umarmen vor Glück.
Im kleinen Stützerbach gibt es keinen Unterschied zwischen den Tagen vor und nach Kriegsende.
Die Glocken haben nicht geläutet.
Das Leben geht weiter.
Aber wie geht es weiter? Steht die Zeit still? Wo sind die Väter? Und wann kann man in seine Heimat zurückkehren? Wie soll man leben in nichts als Trümmern? In einer total zerschlagenen, aus Millionen Wunden blutenden Welt? Noch kann niemand sich vorstellen, wie groß das Ausmaß der Zerstörungen, wie hoch die Zahl der Opfer ist.

Nelly ist jetzt dreizehn Jahre alt. Sie hat Glück gehabt, sie hat den Krieg überlebt. Ihre Eltern leben beide noch. Verloren hat sie viel, aber nicht alles.
Sie weiß, was das Wort Krieg bedeutet. Niemals wird sie es denken können ohne Angst, ohne Entsetzen, ohne kaltes Schaudern.
[…]

Aus »Nicole, vierzehn: ›Wer will schon mit der gehen?‹«

[…]
Nicole fühlt sich wie eine Aufziehpuppe, die die Beine bewegt, um zur Toilette zu gehen, die die Hände richtig benutzt, um den Schlüssel ins Schloß zu stecken, aufzuschließen. Sie sieht, wie ihre eigenen Augen sie aus dem Spiegel über dem Waschbecken anblicken. Das ist ja sie, Nicole. Das Gesicht ist braungebrannt, ihre Augen glänzen wie im Fieber, der Mund steht ein wenig offen, Nicole hebt die Hand vor den Mund, wie sie das schon viele tausend Male gemacht hat. Und dann läßt sie die Hand wieder sinken.
Das bin ich! denkt Nicole. So sehe ich aus. Ich bin nicht die, die Axel liebt. Diesmal war ich nicht eine für einen Abend, sondern eine für zwei Wochen Ferien. Ich bin nicht häßlich, aber ich bin auch nicht schön. Ich bin eben so, wie die da im Spiegel mit zwei vorstehenden Zähnen. Ich kann nichts daran ändern.
Sie kann nichts daran ändern, daß Axel ein anderes Mädchen lieber hat als sie, die Ferienfreundin. Sie braucht die Hand nicht vor den Mund zu halten, ihre vorstehenden Zähne sind Axel gleichgültig. Es kommt nicht auf ihre Zähne an. Es kommt nicht auf die paar Pfunde an, die sie abgenommen hat. Es kommt auf überhaupt nichts an.
Sie ist eben so. Nicole ist so wie sie ist.
Axel hat ihr viele Dinge gesagt: Ich habe mich auch ein bißchen in dich verliebt... Er hat Birgit nichts von ihr erzählt. Warum? Weil er fürchtete, sie könnte eifersüchtig werden. Auf Nicole. Auf das Mädchen mit den vorstehenden Zähnen, das so ein guter Kamerad gewesen ist. Er hat gesagt, sie hätte gute Ideen, er sei gerne mit ihr zusammen, sie mache alles mit. Das wollte er vor Birgit geheimhalten. Das gehörte Nicole und ihm allein.

Nicole liebt Axel.
Aber Axel liebt Birgit. Er hatte sich nur ein bißchen in Nicole verliebt. In Nicole, so wie sie ist. Die da im Spiegel.
Sie haben ein Geheimnis zusammen, es besteht aus ihren scheuen, zärtlichen Küssen, dem Gefühl seiner kühlen Hand auf ihrem Rücken, der schönen Muschel, dem bunten Fantasievogel aus Saint Tropez, aus vielen kleinen Wörtern, mit denen sie sich verständigt haben.
Das alles gehört Nicole noch immer, auch wenn Axel die Tür hinter sich und Birgit ins Schloß fallen ließ, als ob er nicht wüßte, wie weh er Nicole damit tut.
»Axel!« sagt Nicole zu ihrem Spiegelbild. Jetzt verschwimmt es, weil die Tränen endlich über den Augenrand fließen.
Axel! Axel!
Nicole läßt Wasser laufen, hält ihre Hände darunter, spült ihr Gesicht ab, trocknet sich ab. Sie geht zurück in die Bücherei. Dirk guckt sie so komisch an, als ob er erraten könnte, was in ihr vorgeht.
»Ich muß dir noch einiges zeigen, Nicole!« sagt er freundlich.
»Damit du dich auch bei den Büchern zurechtfindest!«
Nicole strengt sich an, seinen Erklärungen zu folgen, zu verstehen, was er ihr auseinandersetzt und zeigt. »Kann man auch ein Buch aus dem Schaufenster ausleihen?« fragt sie.
»Wenn du ein anderes dafür hinstellst, kannst du es haben!« sagt Dirk. »Frau Strohmann braucht das nicht zu wissen, denn meistens bleibt eine Schaufensterdekoration drei Wochen drin! Wie heißt das Buch?«
»Ich weiß es nicht mehr genau! Es ist ein Jugendbuch!«
Na schön, hol es dir, ich suche ein anderes!« Nicole weiß nun schon, wie sie das Buch auf ihren Namen eintragen muß. Alles geht ganz schnell. »Wenn einer einfach weggeht.« Sie steckt das Buch in ihre Tasche. »Komm mal mit

ins Arbeitszimmer. Wir müssen nämlich die zurückgebrachten Bücher durchsehen und flik-ken, wenn irgendwas kaputtgegangen ist!«
»Heute haben wir dreiundneunzig Bücher ausgegeben!« meldet Frau Strohmann stolz. »Du hast toll gearbeitet, Nicole, alle Achtung. Hoffentlich kommst du wieder!«
Frau Strohmann steht im Türrahmen zum Arbeitszimmer, das so klein ist, daß gerade ein Schreibtisch, einige Regale und zwei Stühle darin Platz finden. Und natürlich Bücher, viele Bücher, an denen irgend etwas gearbeitet werden muß. Dirk zeigt Nicole ein Buch, an dem der Rücken eingerissen ist.
»Das kommt zu den Reparaturen!« sagt er.
»Also, wie ist das Nicole? Kann ich sonntags und mittwochs mit dir rechnen? Oder nur mittwochs?«
Nicole ist gefangen in ihrem Kummer. Sie weiß nur, daß sie hier mit großer Wahrscheinlichkeit Axel wiederbegegnen wird, sie weiß, daß sie das nicht aushalten kann, sie läßt sich Zeit mit ihrer Antwort.
»Wir könnten dich so gut gebrauchen!« sagt Dirk.
Es tut gut zu hören, daß sie gebraucht wird. Es tut gut zu hören, daß sie helfen kann, daß das, was sie tut, wichtig ist. Das Lob von Frau Strohmann tut gut.
»Ja, ich werde gern wiederkommen!« sagt Nicole. »Wenn Sie mich wirklich gebrauchen können!«
»Ich hab richtig Lust, dir alles beizubringen. Ich komm mir dann wie ein alter Hase vor!« Dirk lacht mit breitem Mund. Wie einer, der für Zahnpasta Reklame macht, denkt Nicole.
»Ich mach uns eine Tasse Tee!« sagt Frau Strohmann.
»Nach der Arbeit soll es ein bißchen gemütlich sein.« Sie verschwindet in einem Nebenraum. Nicole hört, wie Wasser in einen Topf rauscht. Wie nett die beiden zu ihr sind! Jetzt hat sie zugestimmt, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Das ist doch was!

»Dies ist ein ganz tolles Buch!« sagt Dirk. »Mußt du mal lesen! Spannend und aufregend!« Er reicht Nicole ein Buch, das den Titel hat »Das Tellereisen!«
»Kann ich mir nichts darunter vorstellen!« erklärt Nicole.
»Ich sag dir, es ist gut. Verlaß dich auf mich. Versuch es, auf meine Empfehlung. Wenn es dir nicht gefällt, dann ...«
»Was dann? Dann denkst du, ich wär blöd!«
»Nein, das denke ich nicht. Ich wollte sagen, dann geb ich dir ein Eis aus!«
»Gut, ich les es. Und du kannst schon jetzt sparen, ich sag bestimmt, es gefällt mir nicht!«
»Willst du schummeln? Ißt du so gerne Eis?«
»Eigentlich ja, aber ich muß die Kalorien zählen. Also wird es doch nichts mit dem Eis!«
»Abwarten!«
»Der Tee ist fertig!« sagt Frau Strohmann.
Dirk schiebt noch einen dritten Stuhl ins Arbeitszimmer, alle zusammen sitzen mit ihrem heißen Tee zwischen den Büchern. Frau Strohmann erzählt, daß sie für fünfhundert Mark neue Bücher kaufen darf und eine Liste aufstellen muß, welche Titel ihr besonders wichtig erscheinen. Dirk wünscht neue Abenteuerbücher. Für Nicole ist dieses Gespräch mit all seinen Überlegungen ganz neu. Sie kann nicht mitreden, aber sie hört aufmerksam zu. Sie vergißt sogar für Augenblicke Axel.
Aber immer wieder zwischendurch überfällt sie das Bild: Axel geht mit Birgit zur Tür hinaus, und die Tür fällt hinter ihnen zu. Sie ist allein. Sie bleibt zurück. Die zwei, die zusammengehören, sind irgendwohin gegangen, wo sie nicht folgen kann. Sie kann ihnen niemals folgen. Sie gehört ja nicht dazu. Sie ist allein. Sie ist ausgeschlossen. Nicole wehrt sich gegen ihre Gedanken und das schreckliche Gefühl der Einsamkeit. Was ist sie denn? Irgend so ein Nichts, das niemand beachtet. Das Axel nicht beachtet.

»Kann ich jetzt gehen?« fragt Nicole mitten ins Gespräch.
»Wenn du willst! Natürlich. Aber nicht vergessen: Sonntag um zehn Uhr hier, ja?« sagt Frau Strohmann. »Ja, ja!« wirft Nicole schnell hin. »Tschüs! Vielen Dank!«
Sie rennt hinaus. Sie hätte nicht länger bleiben können, ihre Tränen sitzen zu nah.
Kaum ist sie draußen, da hört sie jemand hinter sich rufen:
»He, du hast das Buch vergessen!« Es ist Dirk. Er schwenkt das Buch, das er ihr so empfohlen hatte, hin und her.
»Ach ja. Danke!« sagt Nicole leise. Sie wünscht Dirk zum Kuckuck! Jetzt muß er ja sehen, daß ihr Gesicht naß von Tränen ist.
»Noch mal: Tschüs«, sagt Dirk locker. Er tut, als ob er nichts merkt. Nicole kann nicht antworten. Sie nimmt das Buch und fängt an zu laufen.

Nicoles Tagebuch
8. August
Mutti ist so lieb zu mir. Ich hatte immer gedacht, sie nähme mich nicht für voll. Ich hatte auch gedacht, sie merkte nichts. Aber dann hat sie zu mir gesagt: »Es ist wohl wegen Axel?« Obwohl ich nie, nie ein Wort über ihn verloren habe. Stimmt, ich hab viel geheult, habe es aber vertuscht. Wirklich aufgefallen ist ihr, daß ich nichts essen konnte.
»Du ißt wie ein Spatz!« Und dann auf einmal, ohne Ankündigung, sagt sie: »Es ist wohl wegen Axel?« Ich konnte nicht antworten.
»Ich bin auch ein bißchen enttäuscht von ihm. Er hat mir so gut gefallen. Ich dachte, es paßt zu meiner Nicole!«
»Hör auf, Mutti!« Ich wollte weglaufen.
»Ich war auch mal so verliebt und hatte keinen Erfolg, Niki. Ich versteh dich. Man denkt, alles hat keinen Sinn mehr. Das hab ich damals gedacht!«

»Axel hatte schon eine Freundin, bevor wir uns getroffen haben!«
»Ich hab ihn von ein paar Tagen mit seiner Freundin gesehen!« sagte Mutti.
»Hör auf!« hab ich geschrieen.
»Komm zu mir!« Sie hat mich in den Arm genommen und gestreichelt.
»Wenigstens sollst du wissen, daß wir dich schrecklich lieb haben, Niki, Vati und ich.«
Es ist jetzt schöner zu Hause. Ich fühle mich nicht mehr so allein. Aber über Axel kann ich noch nicht sprechen.
Ich wünsche mir, ihn zu sehen.
Ich habe Angst davor, ihn zu sehen.
Ich mache die Augen zu und träume von unseren Ferien.
Manchmal wünsche ich, ich könnte ihn vergessen.
Aber um keinen Preis möchte ich ihn vergessen. Niemals.
Und auch seine Sätze, die er gesagt hat, mir gesagt hat, werde ich nie vergessen: Ich hab mir gleich gedacht, daß man mit dir was anfangen kann. Und: Für den Anfang war es gar nicht schlecht.

Aus »Bei Krause zu Hause ist immer was los!«

Nichts ist so wunderbar wie ein Pferd.
Nichts ist so lästig, wie eine kleine Schwester.
Nichts ist so schlimm wie Mama, die schimpft.
Vera will auch Mamas liebstes Kind sein genau wie Linda.
Aber Linda ist klein und paßt so schön auf Mamas Schoß.
Bei Vera sind die Beine zu lang, und Mama sagt:
»Du bist mir zu schwer!«
Linda hat Mamas Hand gepackt und führt sie ins Kinderzimmer:
»Sie hat mich getreten, huhuhuhu ...« heult Linda. Vera schaut in Mamas ärgerliches Gesicht.
Linda ist jetzt still, damit sie hören kann, wie Mama mit Vera schimpft. So jetzt kriegt sie ihr Fett, die blöde Vera!
Vera legt den Zeigefinger zwischen die Seiten des Buches.
»Was ist bloß mit dir los, Vera? Mußt du denn die Kleine immer zum Heulen bringen?« fragt Mama.
»Die heult von allein!« sagt Vera trotzig.
»Gut, ich weiß nicht, wie und was hier passiert ist, aber ich kann euch beide in der Küche gebrauchen. Ich wollte euch schon rufen! Ihr werdet jetzt mitkommen und Kartoffeln pellen. Keinen Streit mehr!« Linda zieht eine Grimasse. Sie hat gewonnen und doch nicht gewonnen – Vera muß in die Küche, aber sie auch, und Kartoffeln pellen ist kein schönes Spiel.
»Na gut!« sagt Vera. Sie nimmt heimlich ihr Buch mit in die Küche.
Hier sind die Kartoffeln, für jeden ein Schälmesser und eine Schüssel für die fertigen Kartoffeln.
Mama geht aus der Küche.
»Du fünf Kartoffeln, ich fünf!« sagt Vera. »Klar?« »Klar!« sagt Linda.
Jetzt hat jeder fünf Kartoffeln vor sich auf dem Tisch. Vera zupft wie wild die Pelle von den Kartoffeln, ruck zuck, ruck zuck – fünf Kartoffeln sind fertig.

Vera nimmt ihr Buch und liest. Linda kann nicht so schnell pellen. Aber nach einer Weile ist sie auch fertig. Schwupp, legt ihr Vera fünf neue Kartoffeln hin, sie gibt auch sich selbst fünf neue.
Linda geht in ihr Zimmer und holt ein Buch. Jetzt kann sie auch lesen. Denkt sie.
»Du mußt erst deine Kartoffeln pellen!« bestimmt Vera.
Linda schaut zu, wie schnell Vera Kartoffeln pellen kann. Und dann fängt sie an, ihre zweiten fünf Kartoffeln zu pellen. Da ist Vera schon fertig und liest weiter in ihrem Pferdebuch.
Linda pellt und pellt. Mit den Fingernägeln geht es besser als mit dem Messer. Aber es gehen nur kleine Schnippel Schale ab. Es dauert lange, bis Linda ihre Portion fertig hat.
Schwupp! Sofort knallt ihr Vera eine neue Ladung mit fünf Kartoffeln hin.
Das geht zu weit! Das ist zuviel! Linda schreit. Sie schreit sofort so laut, daß Mama herbeigerannt kommt.
»Was ist los, Vera?« fragt Mama.
»Nichts. Da kannst du sehen, daß sie wegen nichts herumbrüllt!« sagt Vera unschuldig.
»Sie liest dauernd, und ich muß Kartoffeln pellen!« schreit Linda.
»Das ist nicht wahr!« sagt Vera.
»Wohl wahr! Du gibst mir dauernd neue Kartoffeln, und du liest!«
»Was denn nun?« fragt Mama.
Vera erklärt ihr die Arbeitsteilung. Mama versteht. Sie grinst ein bißchen.
»Du bist doch größer als Linda, wie kannst du ihr die gleiche Menge zum Pellen geben?«
»Das ist gerecht!« sagt Vera.
»Das ist ungerecht. Weil du größer und schneller bist als Linda, fällt dir auch mehr Arbeit zu«, erklärt Mama geduldig.

»Sie ist langsam und tut gar nichts! Bloß weil sie kleiner ist, gibst du ihr recht. Ich mach das nicht mehr mit!« schreit Vera, und sie ist jetzt so wütend auf Linda und auf Mama, daß ihr auch beinahe die Tränen kommen. Aber natürlich will sie nicht weinen.
»Hör mal zu!« sagt Mama. »Ich habe viel Arbeit. Was würdest du sagen, wenn ich sie durch drei teilen würde: ein Drittel für Linda, ein Drittel für dich und ein Drittel für mich. Ich wäre schnell mit meinem Teil fertig, ich legte mich dann in die Sonne. Du brauchtest schon viel mehr Zeit, aber schließlich könntest du dich in die Ecke setzen und lesen. Linda brauchte den ganzen Tag für ihren Anteil an Arbeit und könnte gar nicht mehr spielen. Fändest du das gerecht?«
»Nein«, ruft Linda sofort.
»Ich kann noch nicht alles, aber Linda kann Kartoffeln pellen.«
»Überlege es dir!« sagt Mama. »Linda macht jetzt ihre fünf Kartoffeln fertig und du den Rest, dann darfst du lesen.« Vera sagt nichts und macht sich an die Arbeit. »Fertig!« ruft Linda.
»Fertig!« sagt Vera.
»Schön!« Mama nimmt die Schüssel mit Kartoffeln. Abends werden daraus Bratkartoffeln gemacht.
»Wenn Linda nicht immer schreien würde, ginge es gerechter zu«, sagt Vera. »Die versteht überhaupt nichts, aber schreit immer.« »Wir haben uns verstanden, nicht wahr, Vera?« sagt Mama. Sie nimmt Vera in den Arm. Das tut gut.

Aus »Zwischen Himmel und Hölle«

[…]
Wie sieht das aus, wenn ich hier allein herumstehe? Er sieht das doch. Wenn einer übrigbleibt, bin ich das. So war das schon immer. Sei lustig, sieh vergnügt aus! Es macht mir gar nichts aus übrigzubleiben.
Plötzlich Stille, keine Musik mehr, was die für einen Krach gemacht hat! Keine Bewegungen mehr.
Andreas steht plötzlich neben mir. Er sagt:
»Antonie, was ist das bloß für ein altmodischer Name!«
»Er gefällt mir«, sage ich trotzig. »Mir auch!«
Ich habe ganz richtig gehört. Mir auch. Mir auch. Und die Worte laufen durch meine Ohren bis in die Fingerspitzen, in meinen Bauch.
Ich brauche nichts zu sagen, eine neue Melodie füllt den Raum, die ist für uns gedacht. Ganz leicht fasse ich Andreas an den Arm, er legt seine Hand auf meine Schulter. Wir machen Schritte zusammen, es klappt, wir tanzen. Im Gedränge werden wir angestoßen, wir lachen bloß. Wir lassen uns nicht aus dem Takt bringen, wir machen die Augen zu.
Ich mache die Augen auf und schaue ihn an. Fremd und verschlossen sieht er aus. Ich kenne ihn nicht. Was bist du für einer?
Er fühlt sich hart an, hat keine Fettpolster am Körper. Die Musik ist so weich, aber er tanzt eckig, das gleiche ich aus, folge ihm, folge ihm, so bleiben wir zusammen. So sind wir ein Paar.
Er schaut mich an, merkt, daß ich ihn beobachtet habe. Lächelt schüchtern.
Wir kommen zu nah an das Bücherregal, sein Arm streift ein abgestelltes Bierglas, stößt es um. Das Bier plätschert auf den Teppich.
»Hoppla!« sage ich.

»Verdammt!« Er steht steif neben mir. Ich suche eine Serviette, finde eine, tupfe das Bier auf. Er rührt sich nicht.
»Ach, das ist nicht schlimm«, sagt Maren. »Entschuldigung!« preßt Andreas leise heraus. »Ärgere dich nicht. Das Glas ist ja nicht kaputtgegangen.«
»Ich ärgere mich nicht«, sagt er. Sein Mund sieht hart aus. Ich muß ihn trösten.
Die Stimmung ist kaputt.
»Ich hätte nicht kommen sollen«, sagt Andreas.
»Ich hab mich gefreut, daß du gekommen bist«, sage ich schnell. Ah, er lächelt.
»Warum? Aber sag die Wahrheit!«
»Ich finde dich nett.« Ganz einfach die Wahrheit gesagt. Es ist nur die halbe Wahrheit, weil ... Es ist nur eine Zehntelwahrheit. Gerade soviel, wie ich verraten darf: Ich finde dich nett.
»Ich bin nicht nett!« sagt er bockig.
»Dann sag mir, wie du bist!«
»Weiß nicht. Ein einsamer Wolf!«
»Klingt mächtig interessant!« Ich muß seine Antwort ins Lächerliche ziehen, weil sie mich erschreckt. Sie klingt nicht nach dem blöden Spiel. Es könnte die Wahrheit sein. Jedenfalls das, was er über sich denkt.
Ein einsamer Wolf.
»Rauchst du?« frage ich.
»Ich gewöhne es mir gerade ab. Nein.«
»Aber ich rauche.« Ich suche mir eine Zigarette, zünde sie an. Ich bin aufgeregt, blind für die Party. Wir brauchen einen Platz, wo wir reden können.
Er steht nicht mehr da, wo er eben noch gestanden hat. Er ist weg.
Die Musik jault und hämmert. Alles um mich bewegt sich. Auch die Möbel, die Lampe unter der Decke. Wo ist er? Läßt mich einfach allein. Löst sich in Luft auf. Wirft

mir so ein Wort an den Kopf und verschwindet, der einsame Wolf.
Jemand faßt mich um die Schultern. Es ist Dirk. Er will mit mir tanzen. Ich puste ihm Qualm ins Gesicht. Er nimmt mir die Zigarette ab, zieht, pustet mir Qualm ins Gesicht. Wir tanzen zusammen. Er lacht. Mir ist nicht nach Lachen.
Der einsame Wolf macht sich nichts aus mir. Er ist nach Hause gegangen. Ich interessiere ihn nicht. Dirk will schmusen.
»He!« sage ich böse.
Andreas steht im Türrahmen.
Er ist schön, denke ich.
Ich wickle mich aus Dirks Arm und gehe zu Andreas.
Ich steh wie zufällig neben ihm. Ich fühle mich klein. Ich bin ein ganzes Stück kleiner als er. Kleinsein ist schön, wenn man sich anlehnen kann. Ich möchte mich bei ihm anlehnen, ihm vertrauen, mich seiner Stärke und seiner Größe überlassen.
Komm, denke ich. In meinem Kopf ist nichts anderes mehr als der eine Wunsch: Komm doch!
Er steht nur da, guckt mich an. Wieviel kann man aus einem Gesicht ablesen? Wenn er es könnte, wüßte er alles.
Sein Fuß wippt im Takt zur Musik.
Er weiß vielleicht alles, aber er will es nicht wissen.
Ich gebe mir einen Ruck, dreh mich weg. Wo sind meine Zigaretten? Ablenken. Irgend etwas tun, damit ich ihm nicht so preisgegeben bin. Ich kann mich ihm doch nicht an den Hals werfen! Er denkt vielleicht, ich will ihn kassieren. Es ist umgekehrt, er kann mich kassieren.

Aus »Der lustige Laden von Kabitze und Kabunke«

Kabitze und Kabunke haben sich lieb. Das kann jeder sehen.
Kabitze hat rote Strubbelhaare und einen breiten Mund. Mit so einem Mund kann man gut lachen.
Kabunke hat lange Beine und abstehende Ohren. Mit solchen Ohren kann man gut hören.
Kabitze findet abstehende Ohren lustig. »Was hast du für schöne Ohren!« sagt sie, und ihr breiter Mund lacht.
»Du magst meine Ohren leiden?« fragt Kabunke.
»Ich mag dich rundherum leiden!« sagt Kabitze.
»Ich hab dich von oben bis unten lieb!« erklärt Kabunke und guckt zuerst die roten Haare an und zuletzt die dicken Zehen in den Sandalen.
Kabitze läßt die Zehen wackeln.
»Wir wollen zusammenbleiben!« sagt Kabitze.
»Und zusammen was machen«! sagt Kabunke.
»Klar!« sagt Kabitze. »Was machen wir denn?«
»Ich wünsche mir einen kleinen Laden. Wenn einer kommt, sage ich: ›Bitte schön, was wünschen Sie?‹«
»Gut«, sagt Kabitze, »ich komme jetzt rein und sage: ›Ich möchte ein Krokodil kaufen, ein kleines mit Halsband und Leine. haben Sie eins? ‹«
Kabunke läßt die Ohren wackeln und lacht. »Einen Augenblick bitte, ich forme Ihnen eins aus Marzipan!«
»Ich will aber eins, das sprechen kann und mir bei den Schulaufgaben hilft!«
»Ach so eins, das kriegen wir erst nächste Woche wieder ein!« sagt Kabunke.
»Wir brauchen ein kleines Haus zum Wohnen mit einem Laden drin!« sagt Kabitze. »Dann machen wir ein richtiges Geschäft auf. Klar?«

Kabunke setzt sich auf die Bordsteinkante und malt mit weißer Kreide ein großes Herz auf die Straße. In das Herz schreibt er:

Wir kriegen wir ein Haus mit Laden?« fragt Kabunke.
»Einfach suchen, klar?« sagt Kabitze.
Hand in Hand wandern Kabitze und Kabunke durch ihren Stadtteil. Er besteht aus lauter Hochhäusern.
Rechts stehen große Häuser, links stehen große Häuser.
»Puh!« sagt Kabitze, »die nehmen wir nicht!«
»Viel zu groß und grau!«
Kabitze und Kabunke laufen viele Straßen weit, bis sie aus der Hochhäuserstadt hinausgelaufen sind.
Und da, wo schon die Wiesen anfangen, da sehen sie ein kleines, altes Haus. Das Dach ist ein bißchen schief. Vor dem Haus sitzt ein alter Mann auf einer Bank. Er raucht Pfeife.
»Guten Tag!« sagen Kabitze und Kabunke gleichzeitig.
»Guten Tag!« antwortet der alte Mann.
»Du hast ein gemütliches altes Haus. So ein Haus wünschen wir uns. Wir wollen darin wohnen und einen Laden aufmachen!« sagt Kabitze freundlich.

»Ihr könnt es haben. Ich wohne nicht hier, bloß wenn die Sonne scheint, dann sitze ich hier auf meiner Feierabend-Bank!«
»Wo wohnst du denn? fragt Kabunke.
»Bei meinem Sohn Kurt, das erste Haus rechts da drüben, vierter Stock, links!«
Der alte Mann zeigt mit der Pfeife auf ein Hochhaus.
»Will keiner dein Haus haben?« fragt Kabunke.
»Keiner will es haben, es ist klein, und es ist schief!«
»Wenn wir es haben wollen, dann gibst du es uns?« fragt Kabunke aufgeregt.
»Ja, aber…«
»Aber?« ruft Kabitze.
»Die Bank nicht. Auf der Bank will ich sitzen, sooft ich will!«
»Klar!« sagt Kabitze.
»Klar!« sagt Kabunke.
»Wir haben ein Haus, ein richtiges Haus!« jubelt Kabitze.
»Was für ein schönes, gemütliches Haus!« jubelt Kabunke.
Sie tanzen vor Freunde um das ganze Haus herum.
»Ich möchte mittanzen!« sagt Opa Kruse. Er hebt die Beine so hoch er kann und dreht sich um sich selbst. Die Pfeife in seinem Mund wackelt auf und ab. Er legt sie weg, weil sie ihn stört, wenn er lachen will.
»Gut, daß ihr gekommen seid, es war so langweilig, immer alleine hier zu sitzen!«
»Jetzt fangen wir gleich mit der Arbeit an«! ruft Kabunke.
»Ich helfe euch!« verspricht Opa Kruse.
[…]
Opa Kruse steckt sich eine Pfeife an. Er guckt zu, wie Kabunke ein Ladenschild malt. Kabitze und Kabunke hängen das Schild über die Haustür.
Opa Kruse pafft dicke Wolken aus seiner Pfeife.
»So, jetzt ist das Haus fertig. Und nun? Was wollt ihr in dem Laden verkaufen?« fragt er.

Ja, was wollen Kabitze und Kabunke eigentlich verkaufen? Sie wissen es nicht. Opa Kruse macht einen Vorschlag: »Ich finde einen Laden schön, in dem man Hammer, Nägel, Zangen, Schrauben und Schraubenzieher kaufen kann. Was meint ihr?«
»Lieber Hüte und Schuhe!« ruft Kabitze.
»Alles für einen Garten?« fragt Kabunke.
»Schubkarre, harke, Sparten…«
»Nein, Kinderkleider, Babysachen, Windeln, Schlabberlätzchen. Und für die großen Kinder Mäntel und Hosen!« sagt Kabitze.
[…]
»Wir machen einen Laden mit lauter Spielzeug, Kommt ihr bei uns kaufen?«
»Ja«, rufen die Kinder. »Hurra!«
Kabitze sagt gar nichts.
»Bist du nicht begeistert?« fragt Kabunke.
»Ein Spielzeugladen ist wichtig, denn Kinder sollen spielen und Spaß haben!«
»Richtig«, sagt Opa Kruse, »aber das dürfte kein Geld kosten!«
[…]
»Was sollen die Kinder machen, die kein Geld haben? Und was werden die Eltern sagen, wenn die Kinder jeden Tag neue Wünsche haben? Kabunke, wir zeigen ihnen im Laden und sogar draußen die schönsten Sachen und dann…«
»Dann können sich die Kinder die Sachen nicht kaufen!« beendet Opa Kruse den Satz.
Kabunke guckt ganz dumm. Daran hat er nicht gedacht.
»Ich kriege Taschengeld!« sagt Birgit.
»Aber nicht viel!«
»Zwei Mark!« sagt Ralf.
»Ihr könnt ja billig verkaufen!« rät Michael.
»Auch billiges Geld ist Geld!« sagt Opa Kruse.
Einen Augenblick ist es still.

Und dann sagt Peter: »Ihr könnt ja altes Spielzeug als Geld annehmen!«
Kabitze springt auf. »Das ist es, das ist die Idee!« Sie nimmt Kabunke in den Arm, tanzt mit ihm im Kreis herum.
»Kinder wollen gar nicht kaufen, sie wollen spielen!« sagt Kabitze. »Deshalb machen wir keinen Kaufladen, sondern einen Tauschladen! Was sagst du dazu?«
»Ein Spielzeug-Tauschladen!« sagt Kabunke. Sein Gesicht fängt an zu strahlen.
[…]

Aus »Drei Omas sind zuviel«

»Wir brauchen eine Alltagsoma, keine Besuchsoma!« sagt Cora bestimmt.
Mama lacht.
Die kleine Cora-Dula ist super, sie hat Mama zum Lachen gebracht. Henner beschließt, ihr dafür ein halbes Schokola-denüberraschungsei zu schenken. Gut, daß er es noch nicht aufgegessen hat.
»Alltagsoma gesucht! Das wäre eine tolle Anzeige in der Zeitung. Vielleicht meldet sich sogar jemand«, sagt Mama.
Und jetzt hat Henner eine gute Idee.
»Du mußt das Sorgentelefon im Radio anrufen!«
Manchmal macht Henner mittags das Radio an. Und einmal hat er eine Sendung gehört, da haben Leute ihre Sorgen erzählt, und dann hat gleich einer angerufen, der helfen konnte. Henner fand das toll.
Er erklärt Mama und Cordula alles, was er über die Radiosendung weiß.
»Vielleicht sollte ich es wirklich versuchen«, sagt Mama. »Es ist ja nicht allein für euch, sondern auch für mich. Ich mache mir oft Sorgen um euch. Ihr seid zuviel allein und auf euch selbst angewiesen!«
Das ist natürlich Quatsch. Um Cordula und Henner braucht sich Mama keine Sorgen zu machen. Es kommt ja nicht jeden Tag vor, daß alles so schiefläuft wie heute.
»Besorg uns eine Oma!« Cordula ist begeistert. »Eine Oma, eine Oma! Rufst du an, Mama? Gleich morgen?«
»Mal sehen. Ich lass' mir das durch den Kopf gehen!«
Plötzlich kriegt's Henner mit der Angst.
»Und wenn sie uns nicht gefällt? Vielleicht kriegen wir eine, die dauernd sagt: ›Tu dies nicht, laß das! Wasch dir die Hände vor dem Essen! Lauf nicht in Schuhen herum! Erst die Pflicht und dann das Vergnügen!‹ Wie Oma Hamburg immer.«

»Wir nehmen natürlich nur eine liebe Oma. Ich kann das riechen, ob eine Oma lieb ist!« erklärt Cora-Dula.
»Also gut!« sagt Mama schließlich. »Wir werden es einfach mal versuchen!«

[…]
Mamas Stimme klingt gequetscht. Sie ist wohl aufgeregt. Klar, denn sie spricht ja nicht alle Tage im Radio.
»Erklären Sie doch bitte unseren Hörern Ihre Sorgen, Frau Wendelin!«
Mama hustet kurz. So, als hätte sie Krümelkuchen im Hals. »Also, das ist gar nicht so einfach. Ich suche nämlich für meine Kinder eine Oma. Keine Besuchsoma – eine Alltagsoma, die zu Hause ist, wenn die Kinder aus der Schule kommen, eine Oma, die gut zuhören kann und mit der man über alles reden kann. Die auch mal jemanden begleiten kann, zum Beispiel zum Zahnarzt.«
»Blöd, das brauchte sie nicht zu sagen. Ich kann allein zum Zahnarzt gehen.«
»Klar, aber du vergißt es!« stellt Cora richtig.
»Das ist wirklich ein ganz besonderer Wunsch, Frau Wendelin. Für eine alleinstehende Frau kann es eine wichtige Aufgabe sein. Sie muß den Mut haben, Kindern Liebe und Aufmerksamkeit zu schenken. Nicht einfach, aber ...« sagt der Sprecher.
»Ich will noch sagen, daß die Oma keine Hausarbeit machen soll. So ist das nicht gedacht. Meine Kinder machen das schon, sie sind fleißig und tüchtig.«
»Jetzt gibt sie an wie eine Tüte voll Mücken. Denk bloß an gestern abend!« ruft Cora dazwischen.
»Und die Oma kriegt ein falsches Bild von uns. Willst du immer fleißig und tüchtig sein?« Henner seufzt. »Ich nicht!«
»Wie alt sind denn Ihre Kinder, Frau Wendelin?«
»Henner ist zehn, Cordula ist acht Jahre alt. Sie sind zuviel allein, weil ich den ganzen Tag arbeiten gehe.«

»Gut, Frau Wendelin, jetzt brauchen unsere Hörer noch Ihre Adresse und Ihre Telefonnummer. Ich drücke die Daumen, daß Sie und die Kinder eine Wunschoma bekommen!«
»Los, wir drücken auch die Daumen«, sagt Cordula und versteckt ihre Daumen in den Fäusten.
»Daumen drücken nützt gar nichts.« Henner hat da seine Erfahrungen. »Ich hab' mal ganz fest meine Daumen gedrückt, daß ich im Diktat null Fehler habe. Und was war? Alles rot im Heft.«
[…]

Heute ist Samstag. Heute kommen zwei Omas zu Besuch. Bei Wendelins ist was los! Mama hat einen Kuchen gebacken. Danach hat sie die ganze Wohnung auf Hochglanz gebracht. Schlimmer als der weiße Wirbelwind ist sie überall herumgefegt. Kinderzimmer in Ordnung? Wohnzimmer in Ordnung? Küche sauber und aufgeräumt?
»Kinder, wie seht ihr denn aus?«
»Wie immer. Wir haben uns keine Schnurrbärte angemalt!« sagt Cora.
Um drei soll eine Oma Knappsack, um fünf Uhr eine Oma Puck kommen.
»Vielleicht bringen uns beide etwas Schönes mit!« hofft Cordula.
»Daß ihr bloß nicht schon an der Tür fragt: Haben Sie uns auch was mitgebracht?«
Wie kann Mama so von ihnen denken? So was machen sie doch nie – oder nur ganz selten. Und erst recht nicht bei fremden Omas.
Nach diesem ganzen Putztheater hat Henner schon keine Lust mehr auf Omas. Aber Mama meint, der erste Eindruck von der Familie Wendelin müsse tipptopp sein. Der erste Eindruck entscheidet.
Na ja, Mama muß es schließlich wissen. Sie ist der Boß, nein, die Bossin.

Die Kinder sind gewaschen, gekämmt, fein angezogen. Mama ist gerade im Badezimmer und legt eine Schicht Schönheit aufs Gesicht, da klingelt es.
Cordula und Henner rennen zur Tür, drücken den Türöffner und hängen sich übers Treppengeländer.
Oma Knappsack muß zwei Treppen steigen.
»Ei, wer kommt denn da?« flüstert Henner.
»Das ist ja eine pompöse Dame!« flüstert Cora.
Genau das richtige Wort für Frau Knappsack, pompös, geradezu pipopompös!
»Da seid ihr ja, Kinderchen. Und wo ist eure Mutti?«
»Guten Tag, Frau Knappsack. Schön, daß Sie zu uns gekommen sind. Wir freuen uns sehr«, flötet Mama in den höflichsten Tönen.
»Guten Tag, Frau Wendelin. Ach, die Kinderchen sehen ja reizend aus. Dann gebt mir mal die Hand!«
Henner hat jetzt schon die Nase voll von Frau Knappsack. »Kinderchen« sagt sie zu ihnen!
»Guten Tag, Frau Knappsack!« flötet auch Cora. Sie schaut auf die Ringe, die Frau Knappsack an den Fingern stecken hat. »Sind die alle echt?«
Henner kichert. So ist seine Superschwester, geht sofort zum Angriff über.
»Treten Sie ein!« Mama läßt die Dame vorbeigehen. Sie zwinkert Henner zu.
Henner versteht: Für so eine Dame hat sich der weiße Wirbelwind heute morgen wirklich gelohnt. Die sieht alles, guckt sich auch ohne Hemmungen um. Doch hier gibt es nichts, was nicht in Ordnung ist, denkt er.
[…]
»Die nächste Oma!« schreit Cora. »Vielleicht geht noch mehr Geschirr kaputt.«
Sie rennen zur Korridortür, um Frau Puck hereinzulassen. Mal sehen, wie die ist. Frau Puck kommt die Treppe hoch, und die Kinder starren ihr neugierig ins Gesicht.

Diese Oma ist ganz anders. Sie guckt lieb durch ihre Brille. Sie hat viele Falten im Gesicht, die ziehen sich zu Kränzchen zusammen, als sie lächelt und sagt: »Du bist bestimmt die Cordula. So hab' ich dich mir vorgestellt. Was für einen lustigen Pferdeschwanz du hast. Leider können alte Frauen keinen Pferdeschwanz tragen, sonst hätte ich auch so einen.« Sie gibt Cordula die Hand, und Cordula macht einen artigen Knicks.
»Guten Tag, Henner!«
»Guten Tag, Frau Puck!«
Henner fällt ein, daß die Wohnung keinen guten Eindruck mehr macht. Alles ist durcheinander. Ob Frau Puck das bemerkt?
Cordula führt Oma Puck in die Wohnung. Sie gibt der Küchentür einen Tritt, daß sie zuknallt und man die Unordnung in der Küche nicht mehr sehen kann.
Mama kommt ihnen entgegen.
Sie scheint völlig durcheinander zu sein, genau wie das Kinderzimmer.
»Guten Tag, Frau Puck! Kommen Sie hierher, ins Wohnzimmer. Es ist schon eine andere Dame da, die sich auch auf meinen Anruf gemeldet hat.«
»Soll ich lieber wieder gehen?« fragt Frau Puck vorsichtig.
»Nein, nein!« schreit Henner. »Sie haben uns ja noch gar nicht kennengelernt.«
In Frau Pucks Gesicht verziehen sich alle Fältchen, und sie lächelt Henner zu.
»Das ist wahr, Henner«, sagt sie.
Mama stellt die beiden Omas einander vor.
»Ach, Sie haben sich gleich zwei Omas bestellt, da bin ich ja überflüssig. Überhaupt habe ich den Eindruck, daß ich hier wegen meines Mißgeschicks ausgelacht werde. Die Kinder entsprechen nicht gerade meinen Vorstellungen von wohlerzogenen Kindern. Es ist wohl besser, ich gehe.«
»Ja bitte!« sagt Cora laut und deutlich. Ein böser Blick straft sie. Mama versucht eilig, alle schlechten Eindrücke

wiedergutzumachen. Sie kann es nicht vertragen, wenn ihre Kinder so deutlich zeigen, daß sie Frau Knappsack nicht mögen und sie loswerden wollen.
»Vielleicht melden wir uns noch einmal!« sagt Mama höflich. Aber es klingt nicht sehr überzeugend.
»Das wird nicht nötig sein. Ich habe bereits genug gesehen von Ihrem Haushalt.« Schon ist die pompöse Dame durch den Korridor gefegt. Mama kann ihr noch nicht mal die Tür öffnen. Das macht Frau Knappsack selbst und läßt die Tür zum Abschied richtig knallen.
Frau Puck hat ein blaues Kleid an mit lauter weißen Pünktchen und einem weißen Kragen. Sie sieht hübsch und fein aus. Henner guckt sie dauernd an. Er wartet auf die Lachfältchen.
Die gefallen ihm.
Als Mama in die Küche gegangen ist, um neuen Kaffee zu kochen, kramt Frau Puck in ihrer Tasche. Schließlich holt sie etwas raus. Aber sie will es Henner und Cordula nicht zeigen. Mit einem verschmitzten Lächeln versteckt sie beide Hände hinter ihrem Rücken.
»Welche Hand möchtest du, Henner?«
»Linke Hand!«
»Und du, Cordula, kriegst, was in der rechten Hand ist. Es sind zwei gleiche Sachen und doch ganz verschieden. Was kann das sein?«
»Bonbons!«
»Schokolade?«
Frau Puck schüttelt den Kopf. »Eine Überraschung!« ruft Henner.
»Gut, das lasse ich gelten!« Frau Puck gibt Henner das Päckchen aus der linken und Cordula das Päckchen aus der rechten Hand.
Es sind Wundertüten! Wundertüten von der Lakritzbude!
»Prima, danke!« rufen beide gleichzeitig. Sie fangen sofort an, die Überraschung auszupacken. »Ein Auto!« ruft Cordula.

Und Henner: »Eine Kette!«
»Tauschen ist erlaubt!« sagt Frau Puck. Aber Henner und Cordula tauschen nicht, denn schon versteckt Frau Puck wieder ihre Hände hinter dem Rücken.
»Cordula, rechts oder links?«
Diesmal kriegt Cordula eine lange Lakritzpfeife und Henner zwei Lakritzschnecken. Frau Puck kramt weiter in ihrer Tasche.
»Es sind wieder zwei gleiche Sachen und doch verschieden«, sagt sie und lacht mit allen Fältchen über die verblüfften Gesichter der Kinder.
»Kommt noch mehr aus Ihrer Tasche? Das ist ja eine Wundertütentasche!« ruft Cordula begeistert.
»Wählen!«
Henner und Cordula bekommen kleine runde Schachteln. Es sind Geduldspiele. Kleine Kugeln müssen geschickt in die Augen von Katzen und Hunden geschüttelt werden. Cordula hat die Katzen und Henner die Hunde gewählt.
Was Frau Puck sich alles für die Kinder ausgedacht hat! Henner ist ganz platt.

Aus »Nelly oder Frieden ist was anderes«

[…] Es ist Juni, die Sonne scheint, und der Krieg ist zu Ende. Weiter darf Nelly gar nicht denken. Dort im Westen liegt ihre zerstörte Stadt, in die sie nicht zurückkehren können. Dort irgendwo liegt auch das Ruhrgebiet und die Stadt Witten, wo ihr Vater allein in einem möblierten Zimmer haust. Wie weit ist es bis dahin? Und wann werden sie ihn wiedersehen? Ihr fällt Onkel Albert ein, der irgendwo in Ungarn vom Kriegsende überrascht worden ist. Tante Paula und Edda warten auf ihn und warten und warten. Er kann tot sein oder in Gefangenschaft. Niemand weiß etwas Genaues.

Nein, ein Vogel, der über alles hinwegfliegt, ist Nelly nicht. Sie kann sich nicht vorstellen, was alles kommen wird. Aber Mutti und Tante Paula reden oft von der Zukunft, das ist wahr. Und alle ihre Sätze fangen mit «Wenn» an.

Wenn wieder Post geht, dann schreibt uns Vati.

Wenn Onkel Albert kommt...

Wenn wir wieder hier wegziehen können...

Wenn wir wüßten, wohin wir gehen sollen...

In all diesen Wenn-Geschichten kommt Nelly nur vor wie jemand, der einfach mitgeht, der keine eigenen Pläne hat. Wie ein kleines Kind, das man an die Hand nimmt und mitzieht. Aber Nelly wird bald vierzehn.

»Also, was ist?« fragt Maja jetzt. »Du mußt ja nicht gleich Afrikaforscherin werden. Und ich werde das auch nicht heute oder morgen. Ich muß erst noch viel lernen.« Afrikaforscherin!

Das gefällt Nelly an Maja. Kein Wenn und kein Aber. Maja fängt einfach an zu lernen und bereitet sich auf die Zukunft vor. Einmal wird es ja wieder möglich sein, daß Deutsche in Afrika forschen können. Toll. Wirklich. Maja ist etwas ganz Besonderes.

»Ich möchte wohl bei deinem Vater lernen«, sagt Nelly.
»Hast du Bücher? Ich meine, Schulbücher?« fragt Maja.
»Ich hab ein paar gerettet, aber mein Vater hat fast seine ganze Bibliothek verloren. Alles zum Teufel gegangen beim großen Angriff auf Dresden.«
»Ich hab keine Bücher mehr. Ich hatte sechsundvierzig Stück. Blöderweise habe ich meine Puppe gerettet und die Bücher nicht. Jetzt kann ich mit der Puppe nichts mehr anfangen.«
»Warum? Hast du sie nicht mehr gern?«
»Zu alt für Puppen, findest du nicht?«
»Eigentlich ja, aber meine ist eine Käthe-Kruse-Puppe, ich hänge an ihr, ich hab sie gerettet, sie ist ein Stück von zu Hause. Ich zeig sie dir mal.«
»Wann geht es los mit dem Lernen?« fragt Nelly.
»Morgen, wenn du willst!«
Afrikaforscherin! Ohne Maja hätte Nelly das Wort niemals in den Kopf gekriegt. Und jetzt geht es nicht mehr heraus. Es ist wie ein geheimer Schatz, den man besitzt und der nicht verlorengehen kann. Oder wie ein drittes Auge, mit dem man mehr sieht, als es gerade um einen herum zu sehen gibt. Nelly beneidet Maja um diesen Schatz. Nelly fühlt sich arm und traurig, als sie feststellt, daß sie dergleichen nicht besitzt. Oder doch?
Sie hat Wünsche und Träume, ja. Aber die sind unerfüllbar: nach Wesel zurückkehren; und die Stadt soll so sein wie früher. Sie möchte alle wiedersehen, die sie liebgehabt hat. Solche Wünsche machen traurig, weil sie nur zeigen, was verloren ist. Sie wünscht sich eine Freundin, so eine wie Marlies war, die tot ist.
Oder Maja. Aber Maja, die ein Wort wie Afrikaforscherin im Kopf hat, die hat jemanden wie Nelly gar nicht nötig. Nelly ist viel zu dumm und unwissend für Maja.
Aber lernen kann ich auch, denkt sie. Auf einmal scheint es ihr unheimlich wichtig, genau das zu wissen und zu lernen, was Maja auch weiß und lernt.

[…]
Von Maja kommt Ende Mai ein Brief. Bevor Nelly ihn gelesen hat, freut sie sich. Endlich, endlich, denkt sie.
»Was schreibt sie denn?« fragt Mutti.
»Oh, Mutti«, sagt Nelly und schluckt.
»Was ist los? Ist einer gestorben?«
»Nein, lies selbst!«
»Liebe Nelly«, liest Mutti vor. »Schreib mir bitte nicht mehr. Es ist für meine Eltern und für mich nicht gut, Westkontakte zu haben. Bei Euch führen wieder die alten Nazis die Geschäfte und machen Politik. Euer neues Geld richtet den Kapitalismus, den wir bekämpfen, wieder auf. Hier wird eine sozialistische Gesellschaft aufgebaut, dabei sollen wir alle mitmachen.
Deine Briefe waren immer sehr schön und haben mir sehr viel Freude gemacht. Ich danke Dir. Herzliche Grüße von Deiner Maja« Mutti streichelt Nelly über den Kopf. »Es ist nicht zu glauben«, sagt sie traurig. »Diese verdammte Politik! Die Russen und die Alliierten werden sich doch nicht an die Köpfe kriegen? Die bringen es fertig und machen aus dem kalten Krieg wieder einen heißen. Wenn alle drüben so denken, dann gnade uns Gott!«
Nelly kann sich nicht beruhigen. Sie weint und weint. Sie versteht nicht, was geschehen ist. Sie begreift nicht, daß wieder einmal eine Macht, deren Vorhandensein ihr nicht deutlich bewußt ist, in ihr Leben eingreift.
Vati sagt tröstend: »Ich lese aus Majas Brief nicht, daß sie nichts mehr mit dir zu tun haben will. Sie und ihre Eltern werden vielleicht beobachtet. Wer Kontakte zum Westen hat, ist verdächtig. Du müßtest die Nachrichten verfolgen, dann wüßtest du, daß sich die Lage in Berlin zuspitzt. Die Russen wollen ganz Berlin regieren, und sie wehren sich mit Händen und Füßen gegen die Währungsreform im Westen. Dabei ist es beschlossene Sache. Es kommt wieder etwas auf uns zu, das ist ganz deutlich.«
»Wovon redest du?« fragt Mutti ängstlich.

»Ich glaube, daß jetzt wirklich ein ›eiserner Vorhang‹, wie Churchill gesagt hat, zwischen dem Osten und dem Westen heruntergeht.«
»Und was bedeutet das?«
»Ich weiß es nicht. Krieg wollen die Russen nicht und die alliierten Westmächte bestimmt auch nicht.«
Und Mutti sagt: »Wann hört das endlich auf, daß die da oben in den Regierungen mit dem Feuer spielen? Und wir können nur ohnmächtig zugucken. Wann endlich gibt es Frieden? Richtigen Frieden?«
Nelly hört zu. Sie hat ihre Tränen abgewischt.
»Aber wir haben doch Frieden?« fragt sie.
»Frieden ist was anderes«, sagt Vati.

Aus »Leselöwen Lachgeschichten«

Die Spaghettifamilie

Kai und Carsten sind Brüder. Sie haben sich lieb, aber sie zanken auch oft.
Kommt doch Carsten in Kais Zimmer, leiht sich das rote Superauto aus und fragt seinen Bruder noch nicht mal.
»Der denkt wohl, er kann machen, was er will«, denkt Kai und brüllt: »Gib das Auto her!«
»Morgen«, antwortet Carsten freundlich.
»Heute! Sofort!« verlangt Kai.
Da ruft Mama zum Essen.
Kai und Carsten gehen zu Tisch, aber der Streit ist noch nicht zu Ende. Kai hat eine Riesenwut. Er tritt Carsten unter dem Tisch vors Schienbein.
Carsten heult los: »Du Stinktier, du Warzenschwein...«
»Jetzt ist aber Schluß!« donnert Papa dazwischen.
Es gibt Spaghetti mit Tomatensoße. Lecker! Eine Weile essen alle, und es ist ganz still im Raum.
Plötzlich kreischt Kai auf. Carsten hat ihm unter dem Tisch den Tritt vors Schienbein zurückgegeben.
»Kein Gebrüll und kein Gezanke mehr am Tisch, sonst nehm' ich euch die Spaghetti weg!« Papa hebt die Faust hoch in die Luft. Gleich wird sie heruntersausen und auf den Tisch knallen.
Und wirklich: sie saust herunter. Und es knallt auch. Aber zugleich splittert und spritzt es. Papas Faust ist im Spaghettiteller gelandet. Der ist in drei Stücke zersprungen. Die Spaghetti fliegen über den Tisch, und die Soße sprüht.
Papa hat Spaghetti über seiner Nase hängen, von der Stirn tropft rote Soße, das rechte Auge ist hinter einer Nudelgardine verschwunden. Seine Faust ist in Nudeln eingewickelt.

Mama hat auch Nudelfransen auf der Stirn und eine Menge roter Tomatensommersprossen.
Einen Moment lang ist es still. Die Überraschung hat allen den Mund gestopft.
Aber dann: »Rote Locken stehn dir gut!« prustet Kai.
Papa holt die Nudelgardine von seinem Auge und steckt sie in den Mund. »Ich glaub', du hast Windpocken!« sagt er grinsend zu Kai. »Und dich haben sie wohl mit Soße massiert, Carsten!«
Kai rennt zum Spiegel, Carsten hinterher. Sie machen sich Fratzen im Spiegel, verschmieren die Soße und hängen sich Spaghettiohrringe an.
Papa und Mama wollen auch wissen, wie sie aussehen. Im Spiegel feixen jetzt vier bekleckerte und fröhliche Gesichter.
»So sieht eine echte Spaghettifamilie aus!« sagt Mama.

Maria mit dem Regenschirm

Jeder im Dorf kennt die rothaarige Maria, die ein klein bißchen verrückt ist. Sie geht nie ohne Regenschirm, auch wenn die Sonne scheint. Und – sie kann es nicht leiden, wenn einer sie auslacht. Lacht einer in ihrer Nähe, denkt sie gleich, der würde über sie lachen.
»Bloß weil ich rote Haare habe, wollt ihr über mich lachen. Ha, das lass' ich mir nicht gefallen!«
Also deckt sie ihre roten Haare alltags mit einem Kopftuch zu und sonntags mit einem Hut.
Eines Tages muß Maria mit dem Autobus in die Stadt fahren. Sie setzt sich vorn hinter den Busfahrer. Als letzter steigt ein Mann ein, der gleich beim Fahrer bleibt und leise mit ihm redet.
Ab und zu lacht der Busfahrer.
Maria rutscht auf ihrem Platz hin und her.
Wenn der Busfahrer nur einmal zu ihr hingeguckt hätte, hätte er sehen können, wie finster Maria ausschaut.
Plötzlich lachen der Busfahrer und der Fahrgast so laut, daß einer von den hinteren Plätzen ruft: »Los, erzählt uns den Witz. Wir wollen mitlachen!«
»Mach bloß keine Witze über mich!« schreit Maria empört, springt auf, schwingt den Regenschirm und haut damit dem Busfahrer auf den Kopf. »Keiner darf über mich lachen!« schreit sie böse.
»Hören Sie auf! Ich hab' nicht über Sie gelacht!« sagt der Busfahrer.
Aber Maria ist in vollem Schwung. Ihr Regenschirm trommelt auf die Schultern des Busfahrers wie sonst die Regentropfen auf den Schirm.
»Hilfe, haltet die Frau fest, sonst setz' ich noch den Bus in den Graben!«
Der Mann vorne versucht, Marias Arm festzuhalten. Aber auch er bekommt ein paar Schläge ab, bevor er den Re-

genschirm zu fassen kriegt. Die Leute im Bus quietschen. Sie wissen nicht, ob sie lachen sollen oder sich fürchten. Der Busfahrer bremst und hält an.
»Was ist denn mit Ihnen los?« fragt er Maria.
»Sie haben mich eben ganz gemein ausgelacht!«
»Nein, das stimmt nicht!«
»Sie lügen, Sie müssen sich auch entschuldigen! Sie haben mich angeguckt und losgeprustet. Dabei hab' ich Ihnen gar nichts getan!«
Der Busfahrer macht eine Zeitlang ein dummes Gesicht, dann lächelt er. »Hören Sie, ich verrate Ihnen, worüber ich gelacht habe. Aber dann dürfen Sie mich nicht mehr mit dem Regenschirm verhauen!«
Maria wartet trotzig und neugierig.
»Mein Freund hier, der Erwin, der kann mit den Ohren wackeln. Mach es mal vor, los. Damit die Dame sieht, worüber ich gelacht habe!«
Erwin stellt sich vor Maria und fängt an, mit seinen großen roten Ohren zu wackeln. Er wackelt und wackelt. Alle Leute im Bus lachen. Und am meisten lacht Maria. Sie lacht, bis ihr die Tränen über die Backen laufen. Dann stupst sie Erwin mit der Regenschirmspitze in den Bauch, aber nicht so, daß es weh tut, sondern ganz freundlich. Jetzt endlich kann der Bus weiterfahren.

Aus »Kullemulle wird großer Bruder«

Die Störung

Heute näht Mama die Hosenbeine von Franks neuer Jeans kürzer. Frank liegt auf der Erde und übt lesen. Dabei berührt er Mamas Fuß, der ganz warm ist. Das gefällt Frank. Er liest Mama gern vor, damit Mama staunen kann, wie gut ein Junge aus dem zweiten Schuljahr schon lesen kann. Wenn er vorliest, hat sie fast immer Zeit für ihn. Geschichtenlesen findet Frank außerdem aufregend, weil man vorne, wenn man anfängt, nicht weiß, was am Schluß geschieht. Immer gibt es eine Überraschung.
Gerade als Frank mitten in der Geschichte von Uwe steckt, der seiner Mutter Haushaltsgeld geklaut hat, klingelt das Telefon.
»Geh doch gar nicht ran!« sagt Frank. »Die Geschichte ist gerade so schön spannend.«
Aber Mama steht schon auf, legt die Jeanshose auf den Tisch und geht zum Telefon. Dieses Telefon bimmelt so laut und fordernd, daß man nicht mehr versteht, was im Buch geschrieben ist. Dann spricht Mama mit jemandem. Ihre Stimme klingt fröhlich.
»Wer ist dran?« fragt Frank.
»Tante Elke.« Mama lächelt. »Ja«, sagt sie, »ich freue mich sehr.«
»Worüber freust du dich sehr?« fragt Frank.
»Sei mal still, Schatz!«
»Worüber freust du dich sehr?« wiederholt Frank. Er ist aufgestanden. Knallt das Buch zu.
»Moment mal, Elke!« sagt Mama in den Hörer, dann hält sie die Sprechmuschel zu, damit Tante Elke nicht hören kann, daß sie mit Frank schimpft. »Stör mich doch nicht, wenn ich telefoniere!«
»Warum sagst du nicht schnell, worüber du dich freust?«

»Ich freue mich auf unser Baby«, antwortet Mama genervt.
»Ach so ...« Frank hatte das Baby fast vergessen. Es ist ja noch immer nicht da, also ist vielleicht was dazwischengekommen, und es bleibt weg, hat Frank gedacht. Falsch gedacht! Jetzt behauptet Mama, sie freue sich auf das Baby. Also kommt es doch. Mama soll sich nicht auf das Baby freuen. Frank will nicht, daß ein Baby hier in diesem Wohnzimmer herumschreit.
Überhaupt – hat Mama noch Zeit für ihn, wenn das Baby vor Hunger brüllt und die Windeln vollmacht? Sie wird keine Zeit mehr für ihn haben. Ist doch klar. Jetzt hat sie schon keine Zeit für ihn. Sie telefoniert und lächelt sogar in die Sprechmuschel hinein.
»Mama, ich hab' Durst!« schreit Frank.
»Hol dir Himbeersaft!« sagt Mama, dann lacht sie. »Nein, ich hab' nicht dich gemeint, Elke. Frank hat Durst!«
Frank holt sich keinen Himbeersaft. Er spielt am Schalter herum und knipst die Lampe an und aus. An und aus. Und aus. Die Lampe brennt nicht, sie bleibt dunkel. So, jetzt ist sie kaputt. Das hat Mama davon, daß sie ewig telefoniert.
»Sie ist kaputt«, sagt Frank. Und weil Mama nicht gleich antwortet, brüllt er ins Telefon: »Die Lampe ist kaputt!«
»Tschüs, Elke«, hört er Mama sagen. »Ich muß Schluß machen. Frank will mich nicht telefonieren lassen. Er ist schlimm. Wie ein kleines Kind!«
Mama legt den Hörer auf. Aber sie guckt Frank nicht an. Sie ist ärgerlich. Sie knipst den Lichtschalter an und aus, um zu sehen, ob die Lampe wirklich nicht mehr geht.
»Ich mag es nicht leiden, wenn du mich beim Telefonieren störst. Du bist ein großer Junge, du kannst dir deinen Himbeersaft selbst holen, und du weißt, daß man mit dem Schalter nicht herumspielen darf. Was soll das? Warum ärgerst du mich?«

»Hast du das Baby absichtlich gemacht?« fragt Frank.
»Man macht ein Baby nicht so einfach wie eine Erdbeertorte oder Kartoffelbrei mit Sauerkraut. Wir haben es uns gewünscht. Es ist genauso ein Wunschkind wie du. Und nun wünsche ich mir noch, daß du ein guter Bruder sein wirst.«
»Ich hab' mir kein Baby gewünscht«, sagt Frank. Er ist den Tränen nahe, ohne zu wissen, warum.
Mama guckt ihn immer noch so an, als ob sie ihm böse wäre.
Plötzlich klingelt das Telefon.
Es klingelt und klingelt, aber Mama steht nicht auf, um den Hörer abzunehmen.
Frank wartet. Er denkt, jetzt telefoniert sie wieder stundenlang und hat keine Zeit für ihn.
Aber Mama läßt das Telefon klingeln.
Warum horcht sie nicht, wer es ist? Es könnte die Oma sein oder Papa.
»Ich geh' schon dran«, sagt Frank.
»Es ist mir egal. Ich habe keine Lust, mit jemandem zu sprechen, wenn mich einer dauernd dabei stört.«
[…]

Im Supermarkt

Oma ist nicht so wie Mama. Oma hat oft taube Ohren, wenn Frank etwas will. Sie räumt sein Zimmer nicht auf, auch wenn alles durcheinander auf dem Fußboden liegt. Und als Frank seine Eisenbahn aufbauen möchte, ist dazu kein Platz. Oma sagt einfach, sie kann sich nicht bücken.
»Bist du denn alt, Oma?«
»Klar, alt und lustig.«
»Wer soll denn hier aufräumen?«
»Du darfst raten, Frank.«

»Mama hilft mir immer«, verrät Frank. »Allein kann ich das nicht.«
»Kannst du nicht? Gibt es wirklich Sachen, die du nicht kannst, auch wenn du dir Mühe gibst?«
»Aufräumen. Aufräumen ist langweilig.«
»Dann laß doch alles liegen. Ich mache jetzt ein Mittagsschläfchen auf der Couch. Bitte nicht stören!« Damit verschwindet Oma aus dem Kinderzimmer und läßt Frank mit dem Rummel allein.
Frank stößt mit dem Fuß das Feuerwehrauto um, spielt mit Büchern Fußball, sogar sein Teddy muß Fußball sein. Weint sein Teddy? Soll er doch. Da sieht Frank seine blaue Eisenbahn in der Ecke liegen. Er tut zwei Schritte und tritt aus Versehen die goldene Blechdose kaputt. Die schöne Dose! Darin sammelt er doch seine Glasklicker! Ihn packt die Wut. Er holt Luft und schreit: »Oma!« Das muß Oma doch hören.
Wo bleibt sie denn? Mama wäre bestimmt schon da.
Ach, sie fehlt überall ... Wenn dieses Baby nicht gekommen wäre, wäre die goldene Dose noch ganz, und Mama würde für ihn sorgen. […]
»Oma, Oma, wir wollten doch einkaufen gehen. Du hast gesagt, wir gehen heute einkaufen.«
»Schon zu Ende gespielt? Das ging ja schnell. Olaf ist auch schon fort? Habt ihr euch gezankt?« fragt Oma.
»Das ist ein oller Kaputtmacher«, brummt Frank, »gehn wir jetzt?«
»Gut, gehn wir einkaufen. Salat, Milch, Käse, Schweinebraten.«
»Und Schokolade!«
Frank gefällt es im Supermarkt. Es gibt so viele schöne Sachen, die er gern ißt oder gut gebrauchen kann. Er muß bloß seine Hand ausstrecken und zugreifen, dann hat er schon, was er will.
Frank schiebt den Einkaufswagen, und Oma legt einen Kopfsalat hinein. Frank bleibt an den Ketten aus Kau-

bonbons stehen. Lauter bunte Kugeln lachen ihn an, rote, gelbe, blaue, grüne. Jede ist in durchsichtiges Knisterpapier gepackt. So eine Kette holt er vom Ständer. Auch die Dauerlutscher gefallen ihm gut. Einen Lutscher mit Clownsgesicht legt er in den Wagen.
Oma fragt: »Hast du auch Geld bei dir?«
Frank braucht doch kein Geld! »Du hast doch Geld«, sagt er. »Du kannst alles bezahlen!«
»Ich will für mein Geld ganz andere Sachen kaufen, du weißt doch, Schweinebraten, Milch, Käse.«
»Und eine Bonbonkette und einen Dauerlutscher«, ergänzt Frank.
Da entdeckt er seine Lieblingsschokolade, Vollmilch mit Knacknüssen. Auch so eine Tafel Schokolade wandert in den Einkaufswagen.
»Nein«, sagt Oma, »so viele Süßigkeiten bezahle ich nicht. Such dir eine Sache aus, das andere legen wir wieder zurück.«
Frank stört sich nicht an dem, was Oma gesagt hat. Er schiebt den Wagen zur Wursttheke. Die Wurstverkäuferin kennt ihn.
»Möchtest du eine Scheibe Fleischwurst, Frank?« fragt sie.
»Na klar, danke schön!«
Schon schwebt an den Zinken einer großen Gabel ein dickes Stück Wurst über die Theke.
Oma kauft Leberwurst und einen Schweinebraten. Im Weitergehen legt sie eine Milchtüte, Quark und Brot in den Wagen. Er wird immer voller.
»Wo ist meine Bonbonkette, und wo ist mein Lutscher?« fragt Frank.

Aus »Papa nur für mich«

Wie soll es weitergehen?

Kicki steigt die Treppen zur Wohnung hinauf. Leise und langsam wie sonst nie. Aber Frau Dünnbier muß sie doch gehört haben. Sie wartet vor ihrer Tür und ruft Kicki entgegen: »Sag mal, hat dein Papa eine Freundin?«
»Nein«, antwortet Kicki kurz.
»Aber das wäre doch ein Glück für dich!«
Kicki schließt die Wohnungstür auf und verschwindet dahinter. Auch Frau Dünnbier weiß es schon, denkt sie. Und mir hat Papa nichts gesagt. Kicki läßt die Tür ins Schloß knallen. Endlich ist sie allein mit ihren vielen traurigen Gedanken.
Ein Gedanke ist: Das darf nicht wahr sein! Ein anderer: Vielleicht kann ich diese Gitte verhexen! Wenn man sich etwas ganz stark wünscht, dann geht es in Erfüllung. Kicki hat schon gute Erfahrungen mit Wünschen gemacht. Aber manchmal hilft auch das Wünschen nichts. Damals, als Mama krank wurde, hat Wünschen nichts genützt.
Kicki macht sich die Suppe warm, aber als sie im Teller dampft, kann Kicki nicht essen.
Es kommt auf Papa an, denkt sie. Er hat mich bestimmt lieber als die Gitte. Die Gitte schickt er wieder weg.
Papa kommt gegen vier Uhr nach Hause. Keine Kicki läuft ihm entgegen.
»Kicki, wo steckst du?« ruft er laut.
Er schaut ins Kinderzimmer, aber da ist sie nicht. Er steckt den Kopf ins Wohnzimmer. Da sitzt Kicki. Sie hat ihr Meerschweinchen Paula auf dem Schoß. Sie schaut ihn nicht an und streichelt Paula.

»Hallo, Kicki! Bist du mir böse, weil ich dir nichts von Gitte erzählt habe? Du hast es von Tante Marga erfahren.«
Kicki schaut gar nicht hoch und streichelt in einem fort das Meerschweinchen.
»Ich war zu feige, es dir zu sagen. Es tut mir leid, Kicki. Komm, jetzt reden wir miteinander.«
»Ist es wahr, daß du eine fremde Frau heiraten willst?« fragt Kicki, und dabei blickt sie ihren Vater forschend an.
»Von Heiraten haben wir noch nicht gesprochen«, sagt er. Er setzt sich dicht neben Kicki und legt den Arm um sie.
»Aber es ist wahr, daß ich Gitte in den letzten Wochen näher kennengelernt und liebgewonnen habe. Wir beide wünschen uns zusammenzubleiben.« Er stockt und fügt dann leise hinzu: »Sie hat mich auch lieb. Es ist so wunderbar, wenn einer den anderen liebt. Das weißt du doch, Kicki!«
»An mich hast du dabei wohl nicht gedacht! Ich habe dich auch lieb, und ich will nicht, daß du eine andere lieber hast als mich!« trumpft Kicki auf.
»Ich habe keinen Menschen lieber als dich, Kicki. Mit Gitte ... Mit Gitte, das ist etwas anderes.«
»Aber wir brauchen keine Frau, Papa. Wir haben es doch schön zusammen!« Kickis Stimme wird immer lauter.
»Ich möchte gern wieder eine richtige Familie haben. Mama hat uns doch so gefehlt. Ich weiß, daß Gitte dir eine gute Mutti sein wird. Ich habe sie gern und verstehe mich gut mit ihr. So ist das. Außerdem bekommst du einen Bruder und ich einen Sohn. Magst du Marcel gern?«
»Er ist ganz nett. Aber wenn er hier wohnt, kriegen wir bestimmt Krach«, sagt Kicki.
»Du hast gesagt«, fängt Papa wieder an, »daß du mich liebhast. Stimmt doch, oder? Dann mußt du mir doch wünschen, daß ich glücklich bin!«
»Ja, schon ...«

»Gitte kann mich glücklich machen. Sie ist eine wunderbare Frau, herzlich, fröhlich, offen, rundum warm und zärtlich. Wenn sie bei mir ist, fühle ich mich wohl. Bitte Kicki, treibe keinen Keil zwischen uns! Ich brauche dich, und ich brauche sie. Es wäre schlimm, wenn ich deinetwegen auf sie verzichten müßte. Du mußt sie kennenlernen. Sie wird dir bestimmt gefallen!«
Kicki spürt, daß ihr Vater aufgeregt ist. Aber sie kann jetzt einfach nicht nachgeben. Auch wenn sie weiß, daß sie ihm weh tut.
»Sie wird mir nicht gefallen«, stößt sie hervor. Sie drängt sich in Papas Arme und weint bitterlich.
»Komm, komm, Liebling, wein doch nicht. Es darf nicht sein, daß du über mein Glück traurig bist. Ich bin nur froh, wenn wir alle zusammen froh sind.« Papa schaukelt Kicki wie ein kleines Kind.
Kicki weint und weint. Sie kann einfach nicht damit aufhören. Papa tröstet sie, so gut er kann.
Endlich fragt Kicki: »Und was passiert jetzt?«
Papa seufzt. Eine kleine Ewigkeit lang sagt er nichts. Dann holt er Luft und meint: »Wir werden uns langsam aneinander gewöhnen. Bald kommen Gitte und Marcel einmal zu Besuch. Vielleicht fahren wir am Wochenende alle zusammen fort. Wir machen einfach von jetzt an lauter schöne Sachen zusammen. Dabei lernen wir uns kennen. Meinst du nicht, wir könnten das so planen? Eines Tages wirst du feststellen, daß Gitte dir gefällt.«

Besuch kommt

Es ist Samstag. Heute kommen Gitte und Marcel. Papa ist fröhlich aufgeregt. Schon beim Rasieren pfeift er ein Liedchen. Kicki weiß nicht, ob sie sich darüber ärgern soll. Bloß wegen Gitte ist er guter Laune.
Papa kann gut pfeifen. Früher hat er oft gepfiffen. Er pfeift, wenn er glücklich ist.
Kicki fällt ein, was Papa gesagt hat: Wenn sie ihn liebhat, muß sie doch wünschen, daß er glücklich ist. Das ist aber verflixt schwierig. Es ist beinahe so, als ob sie eine Distel verschlucken müßte. Kicki fühlt ein Kratzen im Hals. Die Distel! Sie schluckt, aber da ist gar nichts Stachliges.
Papas Fröhlichkeit steckt Kicki schließlich doch an.
»Wir müssen Staub wischen!« sagt er, pustet über den Schrank, und eine Million winziger Sterne tanzen im Sonnenlicht.
»Wir nehmen den Fön und wirbeln den Staub zum Fenster raus!« schlägt Kicki vor.
»Faulpelz!« schimpft Papa und lacht. Er hebt Kicki hoch in die Luft, gibt ihr einen Kuß. »Wir machen es auf die altmodische Art. Wir fangen den Staub mit einem Lappen und lassen ihn erst draußen frei.«
Kicki pustet und pustet. Der Staub wirbelt durch die Luft. Das sieht schön aus, findet Kicki. Papa gibt ihr ein Staubtuch. Er fängt fleißig Staubkörner mit seinem Lappen ein.
»Zum Putzen brauchen wir keine Frau. Mit dir macht Putzen Spaß«, erklärt Kicki.
»Ich brauche eine Frau zum Liebhaben. Weißt du, Erwachsene brauchen einen Erwachsenen zum Freund, Kinder brauchen Kinder als Freunde.«
»Sind Erwachsene denn anders als Kinder?«
[…]

Aus »Wer will eine kleine Katze haben«

Mamas Arbeitszimmer heißt jetzt Katzenzimmer. Hier macht Katrin Schularbeiten. Sie liegt auf dem Fußboden auf dem Bauch.
Eigentlich müßte sie ja rechnen. Das Einmaleins mit vier. Ein Katzenkind hat vier Beine. Vier Katzenkinder haben vier mal vier Beine. Das sind sechzehn Katzenbeine. Sechzehn Katzenbeine springen und rennen um Katrin herum. Moritz findet es so schön warm auf Katrins Rücken. Polly Plüsch zerrt an Katrins Heft. Kann man so Schularbeiten machen?
Natürlich nicht. Katrin beschließt, damit zu warten, bis die Kätzchen schlafen. Mama schimpft mit Katrin: »Du hast nur noch Katzen im Kopf und sonst gar nichts mehr!«
Das stimmt. Mit kleinen Katzen spielen ist das Allerschönste auf der Welt, findet Katrin.
»Wir müssen bald Familien für die Kleinen finden. Gute Leute, die eine Katze haben wollen. Wir können sie nicht immer behalten«, sagt Mama.
»Alle? Du willst doch nicht alle unsere Kätzchen verkaufen? Oh, nein, Mama, das kannst du doch nicht machen!«
»Verkaufen nicht, aber verschenken, alle. Das hast du doch gewußt. Wir wollen doch nicht fünf große Katzen halten!«
Ja, Katrin hat gewußt, daß ihre Lieblinge eines Tages weg müssen. Aber sie hat das nicht so ernst genommen.
Sie hat wohl ihren Freundinnen und Benni von den Kätzchen vorgeschwärmt. Sie hat sogar gesagt:
»Wenn sie groß sind, dürft ihr euch eins aussuchen.«
Aber jetzt will sie keine einzige Katze abgeben. Sie hat sie alle viel zu lieb.
Traurig guckt sich Katrin um. Max liegt auf dem Rücken. Er versucht seinen eigenen Schwanz zu fangen. Die dicke Bella schmust mit Mimili. Moritz rennt hinter einem

kleinen roten Ball her, und Polly Plüsch liest Katrins Rechenaufgaben.
»Aber Polly Plüsch müssen wir behalten, Mama. Bitte, bitte!«
»Wir haben Mimili. Das ist die Beste und Liebste«, tröstet Mama. »Da fällt mir ein, ich wollte Marie anrufen. Sie soll sich zuerst ein Kätzchen aussuchen. Ja, das mache ich sofort.«
Marie ist Mamas Freundin. Sie kann gut eine Katze gebrauchen, denn sie wohnt auf einem Bauernhof außerhalb der Stadt.
Gerade der richtige Platz für eine Katze. Da kann sie draußen herumlaufen. Keiner muß Angst haben, daß sie unter ein Auto kommt. Mama telefoniert.
Als sie wieder ins Katzenzimmer kommt, strahlt sie.
»Marie nimmt ein Kätzchen. Also brauchen wir nur noch drei Katzenfreunde.«
»Ich weiß schon drei«, sagt Katrin. »Sonja, Benni und Michaela. Sie sind ganz wild auf Katzen.«
Ja, wenn die ihre Kätzchen nehmen würden, könnte Katrin sie öfter mal besuchen.
Mama lacht. »Gut, dann lade deine Freunde ein.«

Heute ist Katzenbesichtigungstag. Alle naselang klingelt es. Erst kommt Sonja. Dann steht Benni vor der Tür mit einer Dose Katzenfutter.
»Für die Katzenmutter!« sagt er. »Komm schnell, meine Mutter will den Kätzchen gerade etwas Neues beibringen. Sie sollen Pipi im Katzenklo machen«, sagt Katrin.
Mama hat eine große Plastikschüssel mit Streu mitten ins Zimmer gestellt. Jetzt packt sie die dicke Bella und setzt sie hinein. Bella dreht sich dreimal um sich selbst und kratzt ein bißchen. Dann springt sie wieder raus.
Mimili ruft ihre Kinder herbei. Sie steigt ins Katzenklo, scharrt und macht Pipi. Zum Schluß scharrt sie die kleine

Pfütze zu. Polly Plüsch springt ihr nach ins Katzenklo, scharrt, hockt sich hin und macht auch Pipi.
»Sie hat es kapiert!« sagt Mama.
»Die Kleinste ist am klügsten!« sagt Katrin. Sonja staunt. Max und Moritz springen gleichzeitig ins Klo, aber sie verhauen sich nur gegenseitig. Sie haben nichts begriffen und springen weg. Benni lacht laut über die beiden.
Jetzt klingelt es wieder.
»Das ist Michaela!« ruft Katrin und rennt zur Tür.
Ja, es ist Michaela.
»Meine Mutter hat gesagt, sie hätte nichts gegen ein Kätzchen. Ich muß nur noch Papi fragen. Du hast doch noch nicht alle verschenkt?« fragt sie sofort.
»Nein, nein. Guck sie dir erst mal an!«
»Ich nehm den Moritz!« ruft Benni Katrin und Michaela entgegen. »Der ist witzig!«
»Und ich die dicke Bella!« sagt Sonja. »Jetzt kriegen die Kleinen erst was zu essen. Verhaltet euch mal still!« sagt Mama. Auf einer alten Plastiktischdecke hat Mama zwei Schüsselchen mit dünnem Haferbrei aufgestellt. Seit ein paar Tagen versucht sie, den Katzenkindern das Essen beizubringen. Sie tupft jedes mit dem Gesicht in den Brei.
»Ach, sind die dumm!« sagt Katrin. Die Kätzchen verstehen nicht, was sie tun sollen. Sie lecken ihr Mäulchen ab. Aber sie stecken es nicht von allein in die Schüssel. Ja, Polly Plüsch steigt mit allen vier Beinen hindurch. Sie fühlt, daß ihre Füße naß werden, und schüttelt sie. Milchtropfen sprühen herum.
Mimili schleckt beide Schüsseln leer.
»Das sollen doch deine Kinder essen!« sagt Katrin. »Dein Napf ist in der Küche.«
»Laß sie nur«, sagt Mama. »Ich hab noch etwas im Topf!« Mama füllt die Schüsseln neu. Und da kommt die dicke Bella. Sie schnuppert.
Sie steckt die Nase in die Schüssel. Die rosa Zunge schlabbert und schleckt.

»Die Dickste lernt am schnellsten essen!« sagt Katrin.
»Komm her, du dicke Bella«, sagt Sonja. »Du bist von allen am schönsten!« »Polly Plüsch ist die Schönste!« sagt Katrin.
»Seht mal die beiden Wilden an!« ruft Mama.
Moritz hat den Papierkorb umgeschmissen. Max springt hinein, Moritz rollt den Papierkorb von außen und Max von innen. So rollen sie durchs Zimmer. »Wie süß!« ruft Michaela. Sie hält die dicke Bella im Schoß und krault sie zärtlich. Die dicke Bella schnurrt. Ihr wird es aber schnell langweilig. Sie fährt mit ihren Krallen über Michaelas Hand und macht einen großen Sprung.
Gerade da kommt der Papierkorb-Roller an. Die dicke Bella rennt Moritz um und prügelt sich mit ihm. Sie ist so dick und stark, daß Moritz den kürzeren zieht.
Michaela sagt: »Jetzt will ich aber mal Polly Plüsch streicheln.« Michaela krabbelt auf dem Fußboden herum.
Sonja freundet sich mit der dicken Bella an. Katrin und Benni werfen den roten Ball zwischen Max und Moritz hin und her. Mimili hockt ernst und aufmerksam auf dem Schreibtisch. Ihr gefällt der Trubel nicht.
Als Benni sie streicheln will, faucht Mimili. Das hat sie noch nie getan. Immer ist sie sanft und freundlich gewesen.
»So«, sagt Mama, »jetzt lassen wir sie allein. Es regt Mimili auf.«
»Oh« und »Ach, wie schade!« jammern alle. Aber Mama drängt die Kinder raus und in Katrins Zimmer.
Sonja, Michaela und Benni sind von den Kätzchen begeistert. Jeder will eins haben.
»Gut, daß ihr so viele habt. So kriegt jeder eins«, sagt Benni.
»Ich muß erst zu Hause fragen, ob ich eine Katze mitbringen darf«, sagt Sonja. »Vielleicht erlauben es meine Eltern nicht.«

»Ich muß nur noch meinen Papi rumkriegen«, sagt Michaela. »Aber das schaff ich schon.«
»Wollt ihr die schönen Katzen denn überhaupt abgeben?« fragt Benni.
»Alle«, sagt Katrin traurig. »Wir müssen alle abgeben, das hat Papa entschieden.«

Aus »In achtzig Zeilen um die Welt. Reisen – Erleben – Erinnern in Geschichten und Notizen«

Ein Schmetterlingskuß bringt Glück.

Der Abend kommt.
Das Nachtessen ist vorbei. Alle warten auf die Schmetterlinge. Oma Pandopoulos geht mit einem Gesicht umher, als lausche sie auf einen fernen Ton. »Pst«, sagt sie, wenn einer zu laut spricht. Dabei ist es still. Eine sonderbare Stille. Je stiller es ist, umso stärker spürt man vom Walde her den Ambraduft.
»Man kann sie gar nicht hören!« flüstert Janis. »Plötzlich sind sie da.«
»Oma hört sie!« behauptet Tante Marie.
»Was muß Oma für große Ohren haben,« spottet Janis.
»Laß mal gucken!« Er schiebt Omas Haare zur Seite. »Die sind zu klein.«
Ein schmaler Mond hängt schräg am Himmel und gibt ein wenig Licht. Oma Pandopoulos steht auf und löscht alle Kerzen. Opa schweigt. Er stellt eine Taschenlampe so auf den Tisch, daß der Lichtkegel nach oben gerichtet ist und ein großes Dreieck in die Dunkelheit schneidet.
Alle sind ganz still. Was ist das für ein Flüstern in der Luft?
Als ob jemand aus vollen Händen Papierschnitzel über den Tisch geworfen hätte, so fallen die Falter ein. Mehr und mehr schwirren um die Menschen herum. Schmetterlinge überall, sie streichen über die Köpfe, berühren die Haut der Arme, die Gesichter. Einige verweilen sekundenlang, sie falten die Flügel über ihren Körpern zusammen, zittern. Im Licht leuchten goldgelbe Streifen in braunen Flügeln und dunkle Punkte im gelben Unterkleid. Und

mehr und immer mehr. Jetzt in dichten Wogen wogen die Schmetterlinge über das Haus, über die Terrasse hin. Ein Schwarm weht wie eine Fahne durch das Mondlicht. Sie stürzen herab, sie steigen, Hunderte, Tausende. Sie überwölben den Hügel und die Bäume in der Nähe.
Und jetzt hören alle, was Oma Pandopoulos schon von fern erhorcht hat. Es ist die Bewegung der Luft wie Wind in einer Harfe. Ein Rauschen, als ließe einer Seide flattern. Alle spüren den Hauch, den dieser gewaltige Fächer aufrührt. Auf Birgits weißem T-Shirt haben sich ein paar Falter niedergelassen mit weit offenen Flügeln. Sie könnte einen festhalten, nur einen. Sie streckt ihre Hand aus, aber Opa Pandopoulos hat es gesehen und schüttelt den Kopf. Schmetterlinge darf man nicht anfassen. Ihre schönen Farbschuppen bleiben an den Fingern kleben.
Elena hält ihr Gesicht mit geschlossenen Augen nach oben. Wenn einen die Schmetterlinge küssen, hat man ein ganzes Jahr Glück.
O, da hängt einer an ihrer Nasenspitze. Er ruht sich einen Augenblick aus. Er ist groß. So groß wie Elenas kleiner Finger. Er kitzelt Elena, vorsichtig stuppst sie ihre Nase an, da fliegt er schon fort. Auch Marco und die Erwachsenen sind Landeplätze für die Schmetterlinge. Alle halten still.
Warum spricht keiner? Vielleicht fliegt ihm dann ein Falter in den Mund?
Sieht nicht der Lichtkegel aus wie ein großer Trichter, der Goldperlen auffängt?
Mehr und mehr Falter stürzen durch Dunkel und Licht und folgen der einen Richtung ins Schmetterlingstal. Birgit fühlt, wie eine weiche Decke den ganzen Hügel und sie selbst einhüllt, vorbeistreicht. So dicht ist der Stoff, so nah der Wind und die Stimme des Windes, daß sie den Atem anhält. Ihr Herz klopft laut, sie kriegt eine Gänsehaut, in den Füßen kribbelts, es kribbelt überall. Plötzlich glaubt sie, diese tausende Schmetterlinge seien

ein einziges, riesiges Tier, das sie überwältigt und gefangen hält.
Merkwürdig: keine Ziege meckert, kein Schaf blökt und Buffo bellt kein einziges Mal.
Und dann löst sich die Decke aus Flügeln auf. Der Wind hat keine Stimme mehr, ja er ist gar nicht mehr da. Nachzügler wehen in kleinen Schwärmen vorbei. Die letzten Falter berühren einzeln den Lichtkegel, halten sich nicht auf, verschwinden.
»Mich haben drei geküßt, richtig geküßt!« ruft Elena. »Das bringt Glück!«
Birgit hat immer noch Herzklopfen und kann gar nichts sagen.
»Wie war's? Hat es Dir gefallen?« fragt Marco.
Birgit merkt, daß alle auf ihre Antwort warten. Denn sie hat den Falterflug heute zum ersten Mal erlebt.
»Es war, es war aufregend«, sagt sie, »wie im Märchen, ich hab mich gegruselt.« Dann grinst sie: »Aber ich hab' keine Angst gehabt.«
Marco lacht sie nicht aus. »Ich hab mich auch gegruselt beim ersten Mal.«
»Du warst tapfer, Birgit, sehr tapfer,« Opa Pandopoulos reicht ihr über den Tisch die Hand. »Ich hab es gesehen.«
(Auszug aus einem unveröffentlichten Kinderbuch)

Aus »Jim Jumbo auf Reisen«

Wer ist Jim Jumbo?

Jim Jumbo ist ein Elefant aus Plüsch. Er hat kluge Augen. Sie schielen ein bisschen, aber das ist nicht schlimm. Er kann lieb gucken. Jim Jumbo ist Lauras bester Freund. Wenn Laura seinen Rüssel lang zieht, sieht es aus, als ob Jim Jumbo weinen wollte.
»Sei nicht traurig, Jim Jumbo. Ich hab dich doch lieb.« Laura tröstet ihn gern. Sie kuschelt ihr Gesicht in eins von seinen großen Ohren. Die sind weich und warm.
Laura und Jim Jumbo spielen jeden Tag zusammen. Und abends kriegt Jim Jumbo den allerletzten Gutenachtkuss. Dann schlafen sie glücklich ein. Morgens liegt Jim Jumbo auf dem Kopfkissen neben Laura. »Möchtest du Erdbeermilch oder lieber Kakao?«, fragt Laura.
Jim Jumbo mag alles, was Laura mag. »Mama, wir möchten Erdbeermilch!«, sagt Laura beim Frühstück. In die Schule geht Laura allein. Jim Jumbo hat immer Ferien. »Warte auf mich!«, sagt Laura.
Und Jim Jumbo sitzt im Kinderzimmer und wartet auf Laura.

Özlem liebt Jim Jumbo

Laura muss nachdenken. Die Sache ist nämlich so:
Laura hat mit Papa und Mama und Jim Jumbo eine Ferienreise gemacht. Sie waren in der Türkei. Sie haben in einem Hotel am Meer gewohnt. Gleich am ersten Tag hat Laura ein Mädchen kennen gelernt. Özlem.
Laura muss lachen. Wie Özlem sich vor dem Meer gefürchtet hat! Sie wollte nicht ins Wasser gehen. Aber Laura hat sie doch dazu gekriegt. Zum Schluss hat Özlem

genauso in den Wellen herumgetollt wie Laura. Wie Özlem mit ihr gespielt hat! Und wie Özlem sie an die Hand genommen hat! Sie hat Laura alles gezeigt, ihr Zuhause, ihre Schule, ihre Spielsachen und die schöne Puppe. Laura hat Özlem Jim Jumbo gezeigt. Özlem hat ihn in die Arme genommen und gedrückt. Sie wollte ihn gar nicht wieder hergeben.
Erst war Laura ärgerlich, denn Jim Jumbo ist ja ihr Jim Jumbo. Aber dann hat Laura in Özlems Augen geguckt. Große braune Augen. Laura konnte nicht verstehen, was Özlem auf Türkisch sagte. Aber die großen braunen Augen verrieten ihr alles: »Schenk ihn mir!«
»Nein!«, hat Laura gesagt und den Kopf geschüttelt. Das kann jeder ohne Worte verstehen.
Özlem guckte Laura traurig an und gab ihr den Elefanten zurück.
Özlems Mutter putzte im Hotel alle Zimmer. Morgens war Laura allein, denn Özlem musste zur Schule. Sie trug dazu eine blaue Schuluniform. Die durfte sie nicht schmutzig machen. Jeden Nachmittag kam Özlem ins Hotel zu ihrer Mutter. Nein, zu Laura. Denn Özlem und Laura waren Freundinnen geworden. Bei Özlem zu Hause gab es nur wenig Platz für ein kleines Mädchen. Die drei großen Brüder legten ihre Sachen überallhin, sie durften das. Für Özlems Puppe gab es nur eine ruhige Stelle: Özlems Bett.
Einmal hat Özlem Jim Jumbo in das Bett gelegt. Sie hat ihn zugedeckt und seine großen Ohren gestreichelt. Immer wenn Özlem Jim Jumbo hergeben musste, hat Laura in ihren Augen die Bitte gelesen: »Schenk ihn mir!«
Laura merkte, dass die Familie keinen Fernseher, kein Auto, keine Waschmaschine besaß. Im Kinderzimmer standen zwei Etagenbetten. Özlem gehörte das eine untere Bett. In den anderen schliefen die großen Brüder.
»Sind sie arm?«, hat Laura ihren Papa gefragt.

»Reich sind sie nicht. Aber sie haben bestimmt genug zu essen.«
»Aber Özlem braucht einen Jim Jumbo.«
»Dazu wird das Geld nicht ausreichen.« Papa hat eine Pause gemacht um nachzudenken. »Schenk ihr doch deinen Jim Jumbo, dann hat sie ein Andenken an dich. Sie wird dich nie vergessen.«
»Das ist mein Jim Jumbo«, hat Laura gesagt.
Nein, das kam nicht in Frage! Jim Jumbo verschenken! Den allerliebsten Jim Jumbo!
»Ich schenke ihr was anderes! Mein Geschichtenbuch!«
»Was soll Özlem mit einem deutschen Buch? Sie kann es gar nicht lesen.« Papa hat den Kopf geschüttelt. Laura wusste, dass Papa Recht hatte. Es war auch nur so eine Idee. Aber es war klar, dass sie Özlem etwas schenken musste. Ein Andenken.

Ein Andenken für Özlem

Laura hat noch Buntstifte und ein Malbuch im Koffer gehabt.
»Für Regentage«, hatte Mama gesagt. Es hat kein einziges Mal geregnet. Da hat Laura Özlem ihre Buntstifte und das Malbuch geschenkt. Özlem sagte zehnmal dasselbe Wort. Das hieß »Danke«. Und sie tanzte dabei im Zimmer herum.
Laura freute sich. Sie dachte: Jetzt hat Özlem ein Andenken an mich. Und Jim Jumbo kann wieder mit mir nach Deutschland fliegen.
Özlem schenkte Laura einen glatten, glänzenden Stein mit rosa Adern. Laura verwahrte ihn gut. Das war ihr Andenken an Özlem.
Dann kam der Tag der Abreise. Es kam der Abschied von Özlem. Die Koffer standen vor dem Hotel. Und das Taxi zum Flughafen stand bereit. Alle Sachen wurden einge-

packt. Özlem hielt Jim Jumbo im Arm. Sie drückte ihn, sie streichelte den Rüssel, sie küsste Jim Jumbos Augen. Tränen liefen über ihr Gesicht. Es war schrecklich. Einfach fürchterlich.
»Behalt ihn!«, wollte Laura sagen. »Behalt ihn!« Aber sie sagte nur: »Auf Wiedersehn.« Sie stieg ins Taxi. Sie kriegte kein Wort mehr raus.
Endlich warf Özlem Jim Jumbo ins Taxi. Er fiel auf den Boden. Papa setzte sich auch und schloss die Tür.
Özlem rannte weg.
Aber dann sah Laura Özlem an der Ecke stehen. Sie winkte. Laura winkte auch. Jetzt noch hätte sie anhalten können. Jetzt noch hätte sie Jim Jumbo ihrer Freundin schenken können. Aber dann war es zu spät.

Nachwort

»Ich würde gerne einfache, schlichte, ja simple Bilder finden, [...] um die Wahrheit in ein paar Splittern und Fetzen zu fassen [zu] kriegen.« So beschreibt Otti Pfeiffer in einem Sammelband westfälischer Autoren 1974 ihr literarisches Schaffen.[1] Die Wahrheit, auf die sie sich hier bezieht, ist schlicht die Wahrheit des Alltags. Eines Alltags als Ehefrau, Hausfrau und Mutter dreier Kinder. Doch – und das sah auch die Autorin selbst, wie sie immer wieder in ihren Texten zu erkennen gibt – Otti Pfeiffer war viel mehr als das. Ihre Zuwendung mag ihrer Familie gegolten haben, doch ihre Leidenschaft galt stets auch der Sprache und Literatur.

Pfeiffer, im Juli 1931 als Ottilie Kaulen in Wesel geboren, fand einen Weg, ihr Privatleben und ihr Bedürfnis zu schreiben zu verbinden. Die Themen, mit denen sie sich in ihren Werken befasst, erscheinen oft schlicht, bisweilen gar banal. Pfeiffer erkannte, wie viel literarisches Potenzial in einer solchen Schlichtheit steckt, dass der Stoff für gute Literatur nicht immer reißerisch oder exzentrisch sein muss

Otti Pfeiffers Geschichten »überzeugen weniger durch stilistische Brillanz als durch Einfachheit und psychologische Genauigkeit, mit der die Gefühle und Gedanken der Figuren beschrieben werden«.[2] Die feinen Zwischentöne und ihr Gespür dafür, realistische Figuren und Probleme abzubilden, machen Otti Pfeiffers literarisches Vermächtnis so lesenswert.

---

[1] Otti Pfeiffer: *In dieser Haut* In: *Sie schreiben zwischen Mörs und Hamm*, Wuppertal 1974, S. 141.

[2] Ralf Caspary: *Ohnmacht ist Bewusstlosigkeit* In: *Otti Pfeiffer – Eingebaut ins Riesenrad – Leben und Werk 1931-2001.* Düsseldorf 2003, S. 19.

Ihre Schulzeit hatte Otti Pfeiffer nach Erlangen der Mittleren Reife beendet, um dann während des Krieges bei der Stadtverwaltung in Witten zu arbeiten. 1951 entschied sie sich im Alter von 20 Jahren, am Abendgymnasium in Dortmund ihr Abitur nachzuholen. Ausschlaggebend für diesen Entschluss mag ihre Tätigkeit für die Wittener Ausgabe der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* gewesen sein. Mit Berichten und Feuilletons sammelte sie dort erste Schreiberfahrungen. Hierauf absolvierte sie in Köln eine Ausbildung zur Bibliothekarin. Anschließend arbeitete sie als Diplom-Bibliothekarin in Teilzeitstellung in der Stadtbücherei Dortmund.
Sie heiratete Hermann Pfeiffer und bekam drei Kinder: Michael, Ingo und Susanne. Obwohl ihre Rolle als Hausfrau und Mutter sie vereinnahmte, schaffte sie sich Raum, ihrem Talent nachzugehen. Bezeichnenderweise trug ihr erster Gedichtband (1972) den Namen *Widerworte aus der Küche*. In sieben Gedichtzyklen mit Überschriften wie *Zwischen zwei Niederlagen* oder *Klammer auf Klammer zu* meldet sich Pfeiffer hier in Gedichten und Kurztexten aus der Familiensphäre zu Wort. Geistreich und mit viel Witz, oft mit einem Hang zu Ironie und Sarkasmus, behandelt sie all das, womit eine Hausfrau tagtäglich zu kämpfen hat: Quengelnde Kinder, Einkaufslisten, zerbrochene Gläser – es scheint, als könne Pfeiffer aus allem Lyrik oder Prosa hervorbringen.
Doch wie so oft ist die Botschaft eine tiefere. Die Autorin setzt sich mit ihrem Dasein auseinander, reflektiert eigene Entscheidungen, sinniert über ihren Wunsch nach Entlastung und Anerkennung und stellt die Frage, ob die kleinen Probleme des Hausfrauen-Alltags, die summiert zu einem großen, nie endenden Problem zu verschmelzen scheinen, wirklich der Hauptinhalt eines Lebens sein können bzw. sollten. »Eine sehr eigenwillige, Widerworte sprechende Hausfrau gibt sich Rechenschaft über ihr Dasein im Schatten und begehrt auf gegen jene, die ihre

Arbeit, ihr Verständnis, ihr Dulden und Erdulden als selbstverständlich ansehen. Es gibt auch Widerworte der Resignation. Ein illusionsloses, in keinem irdischen oder überirdischen Trostbereich sich abspielendes Dasein wird umkreist, eingekreist.«[3] Denn genau das war lange und immer wiederkehrend ihr Thema: Das Streben nach einer sinnvollen Beschäftigung, dem Ausschöpfen des geistigen Potenzials. Im Grunde das Betty Friedan'sche Problem. Was macht uns aus? Was macht uns klein? Was macht uns glücklich? Als Frau und als Mensch. Die Tatsache, dass Hausfrau und Mutter zu sein allein noch kein Beruf und vor allem keine Berufung ist, formulierte die amerikanische Frauenrechtlerin 1963 in ihrem Buch *Der Weiblichkeitswahn* wie folgt: »Das Problem schlummerte viele Jahre tief vergraben, unausgesprochen in den Köpfen der […] Frauen. Es war eine seltsame Regung, ein Gefühl der Unzufriedenheit, ein Verlangen, das Frauen in der Mitte des 20. Jahrhunderts […] plagte. Jede […] Ehefrau hatte allein damit zu kämpfen. Während sie die Betten machte, Besorgungen erledigte, […] Sandwiches mit ihren Kindern aß, […] des Nachts neben ihrem Ehemann lag, hatte sie sogar Angst sich selbst die stille Frage zu stellen: ›Ist das alles?‹«[4].

Otti Pfeiffer stellt an vielen Stellen ähnliche Fragen, verweist auf verwandte Probleme. Die Frauenbewegung hatte zwar in den 1960er und 1970er Jahren das Bild der Frau verändert und Rollenbilder aufgebrochen, die Realität aber sah oft noch ganz anders aus. 1984 schrieb Pfeifer in *Das Straußenei oder: Jeder hat das Recht zu brüten und andere Geschichten*: »Mein Mann! Er wird die größten

---

[3] Leopold Hoffmann: *Von Büchern und Menschen – Mienenspiel der Steine – Lyrische Texte von Otti Pfeiffer*. In: *Otti Pfeiffer – Eingebaut ins Riesenrad – Leben und Werk 1931-2001*. Düsseldorf 2003, S. 68.

[4] Betty Friedan: *The Feminine Mystique*, New York 1963, S. 5. Hier übersetzt von: Anna Peters.

Schwierigkeiten machen. Nicht einmal machen, sondern haben: schon jetzt hat er Last mit seiner Frau. Sie hat ein paar Bücher über die Lage der Hausfrau, die Unterdrückung der Frau und über die Befreiung vom Joch der Weiblichkeit gelesen. So etwas macht unzufrieden, vielleicht sogar kritisch«[5].

Hier wird deutlich, dass der emanzipatorische Wandel auch Mitte der 80er Jahre noch nicht überall Einzug gehalten hatte. Walter Neumann erklärt es sich in einer Rezension zu *Widerworte aus der Küche* so: »Ein Hauch sogenannten finsteren Mittelalters weht uns aus den Seufzern an – und dieses Manifest weiblichen Aufbegehrens, von den üblichen soziologischen Darstellungen eindrucksvoll abgehoben durch seine prägnante lyrische Kürze, verdeutlicht in der Tat schlaglichtartig, daß es auch heute noch weit mehr an ›Mittelalterlichem‹ in der physischen und psychischen Lastenverteilung zwischen Mann und Frau gibt, als man es gemeinhin eingestehen mag.«[6]

Dem gesellschaftlichen Konsens nach gehörten Frauen noch immer an den Herd: »Ich bin Hausfrau und Mutter – das hatte ich nicht gelernt. […] Ich mache Fehler. Sie blinken mich an. Ich bin ein Versager, ein Versager als Hausfrau und Mutter. Ich habe das nicht gelernt. Es nützt nichts, daß jedermann denkt: du bist doch eine Frau, das kann dir doch nicht schwerfallen, das hast du doch mit der Muttermilch aufgesogen … Ich bin verbiestert, frage mich: wie bin ich da hineingeschlittert? Ich spinne. Das ist meine Emanzipation«[7], hadert Otti Pfeiffers literarisches Ich. Die Zerrissenheit zwischen dem

---

[5] Otti Pfeiffer: *Das Straußenei. Oder: Jeder hat das Recht zu brüten.* In: *Westfalenspiegel,* 1979, H. 7, S. 33.

[6] Walter Neumann: »…wieder in der Küche« In: *Westfalenspiegel,* 1972, H. 11, S. 37.

[7] Otti Pfeiffer: *Das Straußenei.* In: *Westfalenspiegel,* 1979, H. 7, S. 33.

Wunsch nach Anerkennung für ihre Mühen im Haushalt und der Frage, ob all jenes wirklich anerkennungswürdig sei, findet sich in vielen ihrer Texte.
Doch ihr Bedürfnis zu schreiben erwuchs nicht erst aus dem Wunsch, ihre Gedanken zum Thema Mutterschaft, Ehe und Hausfrauendasein auf Papier zu bringen. Bereits Ende der 40er Jahre war Otti Pfeiffer – als einzige Frau – Mitglied im *Ring junger Autoren Westdeutschlands*, nahm an Lesungen teil und tauschte sich mit anderen Literaten aus. Im Verlauf ihres Lebens war sie zudem Mitglied im *Verband deutscher Schriftsteller*, der *Wittener Autorengruppe* und der europäischen Autorenvereinigung *Die Kogge*.
Stück für Stück erweiterte sie ihren Horizont und somit ihre eigene Welt. Sie bahnte sich einen Weg aus der ihr zugewiesenen Rolle und wurde so zu einer angesehenen Kinderbuchautorin. Doch auch ihre Lyrik fand Beachtung. »Otti Pfeiffer […] hat 1972 mit *Widerworte aus der Küche* ziemliches Aufsehen erregt. In diesen Widerworten ließ ein neuer Ton aufhorchen.«[8] Auf ihren ersten Gedichtband folgten im Laufe der 70er Jahre zahlreiche Werke, darunter ihr erstes Kinderbuch *Machen wir mal einen Sandsturm* (1976). Es waren ihre eigenen Kinder, die sie zu diesem Buch inspirierten. »Auslöser für ihr erstes Kinderbuch war ein kleiner Streit mit ihrer Tochter Suse. Die Autorin hatte dieser wegen einer zerbrochenen Tasse Vorhaltungen gemacht, worauf jene gekontert hatte: ›Wen hast du eigentlich lieber, die Tasse oder mich, Mama?‹«[9].

---

[8] Leopold Hoffmann: *Von Büchern und Menschen – Mienenspiel der Steine – Lyrische Texte von Otti Pfeiffer.* In: *Otti Pfeiffer – Eingebaut ins Riesenrad – Leben und Werk 1931-2001.* Düsseldorf 2003, S. 68.
[9] Iris Nölle-Hornkamp/Walter Gödden: *Widerworte aus der Küche – Otti Pfeiffer.* In: *Otti Pfeiffer – Eingebaut ins Riesenrad – Leben und Werk 1931-2001.* Düsseldorf 2003, S.35-36.

Seinen Höhepunkt fand ihr literarisches Schaffen in den 80er Jahren. Kurzprosa, Gedichte, Erzählungen, Rezensionen, Romane, Kinderbücher, Jugendliteratur, autobiografische Werke, Reiseliteratur – all das gehörte zu ihrem Repertoire.
Ihre Autorentätigkeit war für die gelernte Bibliothekarin ein Ventil. Sie bündelte all den Frust, all die unausgesprochenen Fragen und Zweifel, all ihre alltäglichen Probleme und brachte sie zu Papier. Zumeist in einfacher Sprache und doch mit einem Gespür für schöne, ausdrucksstarke Bilder und der Fähigkeit, Gefühlen literarischen Ausdruck zu verleihen.
Das Thema der Emanzipation zieht sich wie ein roter Faden durchs Pfeiffers Werk. Sie thematisiert die Befreiung der Frau innerhalb des gesellschaftlichen Kontextes, die der Ehefrau von ihrem Mann, die des Mädchens von ihren älteren Brüdern und ihren Klassenkameraden sowie die Loslösung kleiner, aber auch erwachsener Kinder von ihren Eltern. Letzteres ist in Pfeiffers erstem Roman *Der Nachlaß* der Fall. In diesem autobiografischen Werk verarbeitet sie den Tod ihrer Mutter. Das lyrische Ich hat nicht nur mit dem Verlust, sondern auch mit dem Erbe und in gewisser Weise auch dem Geist der Verstorbenen zu kämpfen: »Deine Stimme in meinem Nacken: Was machst du mit meinen Sachen? Willst du die Tischdecke wegwerfen, bloß weil sie gestopft ist? Ich habe sie mit Sorgfalt gestopft. […] Gut. Es ist ja gut. Ich verwahre sie. Sie ist von dir gestopft und wertvoller als eine neue.«[10] Pfeiffer beschreibt, wie es sie bei der Auflösung des Haushalts dazu drängte, auch in sich selbst aufzuräumen. Parallel zum Sortieren des Nachlasses arbeitet die Protagonistin die Beziehung zur Mutter auf. Der Tod reißt eine Lücke in ihr Leben, erweist sich zugleich jedoch als Befreiungsschlag von einer einnehmenden und übergriffi-

[10] Otti Pfeiffer: *Der Nachlaß*, Köln 1987, S. 34.

gen Mutter, die in sich selbst gefangen war. Auch der früh verstorbene Vater spielt in *Der Nachlaß* eine zentrale Rolle. Der Roman bedrückt den Leser und ruft bei diesem möglicherweise Gefühle und Erinnerungen in Bezug auf die eigenen Eltern wach.

Otti Pfeiffers Kinderbücher kommen dagegen mit Leichtigkeit und Lebensfreude daher. Richten sich die Werke an jugendliche Leser, so schlägt Pfeiffer jedoch einen ernsteren Ton an. In über 30 Kinder- und Jugendbüchern verarbeitet die Autorin unterhaltsame und ernste Themen wie kindliche Ängste vor Veränderungen (*Kullemulle wird großer Bruder*, *Papa nur für mich*), das Erwachsenwerden und die erste Liebe (*Nicole, vierzehn: »Wer will schon mit der gehen?«, Zwischen Himmel und Hölle*), die Fantasiewelt von Kindern (*Die kleine Fee*), Freundschaft (*Freunde läßt man nicht im Stich*, *Jim Jumbo auf Reisen*), Wünsche und Träume (*Wer will eine kleine Katze haben?, Der lustige Laden von Kabitze und Kabunke*) und vieles mehr. In diesen Büchern verleiht sie Kindern und Pubertierenden eine Stimme.

Otti Pfeiffer folgt mit ihrer Kinder- und Jugendliteratur dem Trend der damaligen Zeit. Bis in die 1960er Jahre standen (seit den Anfängen des Kinderbuchs in der Antike) ein erzieherischer Anspruch und die Vermittlung von Wissen im Vordergrund. Erst Astrid Lindgrens *Pippi Langstrumpf* (1949) revolutionierte das Genre. Lindgren brach mit allen Regeln und Traditionen. Die Figur der Pippi Langstrumpf entspricht keinem Klischee. Sie ist weder folgsam, noch schert sie sich um Geschlechterrollen. Sie ist stark, aufmüpfig, unangepasst und »macht [sich] die Welt, wie sie [ihr] gefällt«[11]. »Auch andere Autorinnen und Autoren bereicherten die Kinder- und Ju-

[11] Aus dem Lied *Hey Pippi Langstrumpf.* Originaltext: Astrid Lindgren, deutsche Übersetzung: Wolfgang Franke und Helmut Harun.

gendliteratur der folgenden Jahrzehnte durch Fantasiereichtum und Spieltrieb«[12]. Hier lässt sich auch Pfeiffer einordnen, die Kinder realistisch abbildet und den kleinen Leser mit den Marotten und frechen Ideen ihrer Helden unterhalten möchte. Der pädagogische Aspekt kommt bei Pfeiffer allerdings nicht zu kurz – ihre Protagonisten und Protagonistinnen lernen durch die Konsequenzen ihres Handelns aus ihren Fehlern.

Auch ihr Familienbild ist alles andere als konservativ. Alleinerziehende Mütter und Väter tauchen zwar seltener auf als die traditionelle Familienkonstellation, werden jedoch keineswegs außen vor gelassen. Hier passte Pfeiffer die fiktionale Realität ihrer Erzählungen dem jeweiligen gesellschaftlichen Umfeld an. »Das Interesse an Kinder- und Jugendliteratur kam verstärkt in den 1970er und 1980er Jahren im Zuge der Erforschung des sozialen und historischen Wandels von Familie und Kindheit und dem damit verbundenen Wandel der Erziehungsvorstellungen auf.«[13]

Warum ihr auch die Innenwelt der ganz Kleinen als Vorlage für ihre Geschichten diente, begründete Pfeiffer einmal so: »Manchmal werde ich gefragt, weshalb ich eigentlich Bücher für Kinder und Jugendliche schreiben könne, ich sei doch schon alt und erwachsen. Es hat gewiß etwas damit zu tun, daß ich drei Kinder großgezogen haben, die nun auch schon wieder fast erwachsen sind. Das wichtigste aber ist: Ich bin davon überzeugt, daß die Gefühle von Erwachsenen und Kindern nicht sehr verschieden sind. Ich fühle immer noch wie ein Kind – der einzige Unterschied ist, ich kann meine Gefühle erkennen und benennen. Daraus entstehen Geschichten, so wie die von Nico-

[12] Vinah Gödden: *Katherine Allfrey (1910-2001) – Portrait einer deutsch-englischen Jugendbuchautorin.* Bielefeld 2008, S. 71.
[13] Ebd.

le, die sich häßlich und ungeliebt fühlt«[14] Pfeiffer ließ sich auch hier von ihrem Alltag inspirieren und scheute nicht davor zurück, Selbstzweifel literarisch zum Ausdruck zu bringen.
In ihren Kinder- und Jugendbüchern sind die Protagonistinnen oft Mädchen oder junge Frauen. Ihre Charaktere reichen von der frechen Göre bis zum unsicheren Teenager. Stehen Jungen im Zentrum, sind dies meist der große Bruder, Freunde oder ein angehimmelter Teenie.
Otti Pfeiffer verhandelt in ihren Werken parallel ihre eigene Kindheit, erzählt von ihrem Alltag als Ehefrau und Mutter, lässt Anekdoten ihrer Kinder einfließen, berichtet durch die Augen ihrer Figuren von Krieg und Zerstörung, vom Verlassenwerden oder Situationen des Verlusts. »Die literarischen Gegenstände der Otti Pfeiffer sind überschaubar. Hier produziert sich kein geheimnisvolles Ich in hermetischer Verschlossenheit, hier wird keine dunkel verhangene Innenwelt sichtbar, sondern die Beschreibungen sind in ihrer äußeren Realität kontrollierbar. Hier wird hartnäckig gefragt: ›Wohin gehe ich wenn ich gehe?‹«[15].
Zu den wichtigsten Werken zählen die Sammlung *In dieser Haut* (1974), der Reisebericht *Ein Spatz auf dem Roten Platz* (1982), das Jugendbuch *Nelly wartet auf den Frieden* (1984) und der erwähnte, autobiografische Roman *Der Nachlaß* (1988).
Nelly wartet auf den Frieden ist Pfeiffers bekanntestes Buch. Es schildert die Erfahrungen und Gedankenwelt eines Mädchens während des Nationalsozialismus. Zwischen 1939 und 1945 durchläuft Nelly verschiedene Stationen, berichtet aus Berlin, Wesel und dem Ruhrgebiet.

---

[14] Otti Pfeiffer im Vorwort von: *Nicole, vierzehn: »Wer will schon mit der gehen?«*. Ravensburg 1984, S. 2.
[15] Hugo Ernst Käufer: *»Die Wahrheit, die es zu finden gilt« – 10 Anmerkungen zu den Kurztexten.* In: *Widerworte aus der Küche.* Dortmund 1972, S. 62.

Wegen seiner geschichtlichen Relevanz wurde das Buch in Deutschland häufig an Grundschulen und weiterführenden Schulen im Unterricht gelesen. 1985 wurde es mit dem Züricher Kinder- und Jugendbuchpreis *La vache qui lit* ausgezeichnet. Der Roman schaffte es auf die Auswahlliste des deutschen Jugendliteraturpreises. Ihre Entscheidung begründete die Jury damals wie folgt: »In eindringlicher Weise zeigt das Buch aus kindlicher Sicht, wie Nelly bestimmte Denkweisen einfach unreflektiert aufnimmt. In einfacher Sprache und unprätentiöser Darstellung wird ein Stück Zeitgeschichte für jüngere Leser aufbereitet.«[16] Pfeiffers Arbeit war bereits 1977 in Form eines Arbeitsstipendiums des Kultusministeriums des Landes NRW gewürdigt worden. 1983 erhielt sie den *Preis der Leseratten des ZDF*.

Die Reaktionen auf Pfeiffers Veröffentlichungen waren überwiegend positiv. Kritisch ins Feld geführt wurden jedoch gelegentliche orthografische oder grammatikalische Unkorrektheiten[17]. Leopold Hoffmann spricht in einer Rezension zu *Mienenspiel der Steine* zudem von »einige[n] schiefe[n] oder forcierte[n] Bilder[n] [und] einige[n] gefühlige[n] Leerläufe[n]«.[18] Nach Abzug solcher Mängel bleibe jedoch ein großer Rest an »Wortzauber, Einklang von Wort, Gefühl und Impressionen«.

Pfeiffers Werke weisen zahlreiche intertextuelle Bezüge auf. So greift sie gelegentlich Themen und Motive in späteren Texten wieder auf. Ein solches ›Recycling‹ findet sich beispielsweise in ihrer Erzählung *Der Vater*, in der sie

---

[16] Arbeitskreis für Jugendliteratur e.V.: *Deutscher Jugendliteraturpreis 2009 – Nelly wartet auf den Frieden (2009)*, URL: http://www.djlp.jugendliteratur.org/datenbanksuche/2009/kinderbuch-2/artikel-nelly_wartet_auf_den_frie-2988.html (18.12.2017).

[17] Leopold Hoffmann: *Von Büchern und Menschen*. In: *Otti Pfeiffer – Eingebaut ins Riesenrad – Leben und Werk 1931-2001*. Düsseldorf 2003, S. 70.

[18] Ebd.

auf ihren Roman *Der Nachlass* zurückgreift. Diese Methode macht sie sich auch in ihren Kinderbüchern zunutze. In *Kullemulle wird großer Bruder (*1991) liest der kleine Protagonist Frank eine Geschichte über einen Jungen, der seiner Mutter Geld gestohlen hat. Hierbei rekurriert sie auf eine Passage aus *So klein mit Hut* aus dem Jahr 1978.
Zu Beginn ihrer schriftstellerischen Karriere war Pfeiffer in einer Männerdomäne tätig. Ihre frühesten Texte erschienen 1974 in der lexikalischen Anthologie *Sie Schreiben zwischen Moers & Hamm*, einem Nachschlagewerk über die damalige Literaturszene des Ruhrgebiets. Unter den 43 Autoren und Autorinnen finden sich nur fünf weitere Frauen. In dieser Männerwelt wusste sich Pfeiffer durchaus zu behaupten. So berichtet ihr Schriftstellerkollege und langjähriger Freund Hugo Ernst Käufer in *Eingebaut ins Riesenrad*, bei den Veranstaltungen des *Ringes junger Autoren Westdeutschlands* sei Otti Pfeiffer zwischen literarischen Größen wie Heinrich Böll oder dem Filmemacher Paul Karalus als einzige Frau keinesfalls untergegangen. Im Gegenteil. Wegen ihrer »Strahlkraft [und] ihrer Witzigkeit«[19] sei Otti Pfeiffer, damals noch Otti Kaulen, von ihren männlichen Kollegen geradezu umschwärmt worden. »Wir wollten ihr, das sei heute gerne zugegeben, in gewisser Weise gefallen. Aber gelegentlich traf uns auch ihr spöttischer Witz.«[20]
Ihre Schriftstellerkollegen bewunderten Pfeiffer für ihre Hilfsbereitschaft und Geduld. In *Eingebaut ins Riesenrad* schildert Angelika Böckelmann eine Begegnung mit der Autorin: »Mit Fingerspitzen-Geschick hat Otti Pfeiffer weitaus mehr getan als mein erstes Manuskript zu entstauben: Sie hat mich auch über einige Geheimnisse der Kinderbuch-Architektur aufgeklärt. Sie hat mir etwas von

[19] Hugo Ernst Käufer: *Eingebaut ins Riesenrad – Über Otti Pfeiffer (1931 – 2001).* In: *Eingebaut ins Riesenrad*, S. 8.
[20] Ebd.

ihrer Zeit geschenkt und von ihrem Wissen. Doch das Beeindruckendste war ihr aufrichtiger Blick. Ein Blick ohne Fußnote.«[21]

Hugo Ernst Käufer attestierte Otti Pfeiffer zudem einen eigenen, neuen Stil. »Otti Pfeiffer macht es anders. Ihre Texte sind mitunter scharfzähnige ›Maulwürfe‹, sind […] ohne frauenrechtlerischen Habitus, sie nennen die Dinge beim Namen, ohne sich dabei selbst zu schonen. Resignation fließt gelegentlich ein.«[22]

Den besonderen Stellwert, den die Literatur in Otti Pfeiffers Leben einnahm, unterstreicht auch der Umstand, dass sie noch in den 1990er Jahren ein Studium am Literatur-Institut der Universität Leipzig aufnahm, das sie acht Jahre vor ihrem Tod mit einem Diplom abschloss.

Otti Pfeiffer verstarb am 9. August 2001, elf Tage nach ihrem 70. Geburtstag in Herdecke. Um sie als Autorin und Mensch zu würdigen, gab Hugo Ernst Käufer 2003 den Erinnerungsband *Otti Pfeiffer – Eingebaut ins Riesenrad – Leben und Werk 1931-2001* heraus.

Die Bücher der Westfälin sind heute ausnahmslos vergriffen. Wer ihre Werke erwerben möchte, muss sie auf antiquarischem Weg erstehen. Dieses Lesebuch soll einen Beitrag dazu leisten, dass ihr literarisches Vermächtnis nicht in Vergessenheit gerät.

Anna Peters

---

[21] Angelika Böckelmann: *Blicke zwischen den Zeilen – Begebnung mit Otti Pfeiffer 1983.* In: *Eingebaut ins Riesenrad*, S. 34.

[22] Hugo Ernst Käufer: *»Die Wahrheit, die es zu finden gilt« – 10 Anmerkungen zu den Kurztexten.* In: *Widerworte aus der Küche.* Dortmund 1972, S. 62-63.

Textnachweise

<Die Autorin über ihre Arbeit>, in: Hugo Ernst Käufer/ Horst Wolff (Hrsgg.): *Sie schreiben zwischen Moers & Hamm. 43 Autoren im Ruhrgebiet.* Wuppertal: Peter Hammer Verlag GmbH 1974, S. 141 – *Wohin ich gehe wenn ich gehe, Zwischen zwei Niederlagen, Eingebaut ins Riesenrad, Klammer auf Klammer zu, In dieser Haut, Bilanzen, Glasscherben im Garten,* in: *Widerworte aus der Küche.* Dortmund: Wulff-Verlag 1972, 3., erw. Aufl. 1979 – *Mienenspiel der Steine, Fürwörter, Wahrheit zwischen zwei Fingern, Vogelflug, Regen, Das Jahr, Gymnastik*, in: *Mienenspiel der Steine.* Dortmund: Wulff-Verlag 1977 – *Das Straußenei. Oder: Jeder hat das Recht zu brüten*, in: *Westfalenspiegel,* 1979, H. 7, S. 33-36, hier: S. 35-36 – *Ein Spatz auf dem Roten Platz.* Dortmund: Wulff-Verlag 1981, S. 16-18, 30-31 – *Damals*, in: *Anstöße. Texte – Bilder – Begegnungen. Hugo Ernst Käufer zum 60. Geburtstag.* Gelsenkirchen: Gelsendruck 1987, S.57 – *Der Nachlass.* Köln: Pahl-Rugenstein Verlag 1987, S. 10-15 – *Hausmannskost,* in: *Keine Zeit für Schnupfen.* Herdecke: Scheffler-Verlag 1993, S. 30-32 – *Mein Vater*, in: *Warten auf eine Taube. Lyrik und Prosa Wittener Autoren.* Witten: Wittener Autorentreff 2000, S. 41-47 – *Machen wir mal einen Sandsturm. Bilder und Geschichten für Regenwurmfänger, Spielzeugtauscher und Kuschelkinder.* Hildesheim: Gerstenberg Verlag ^{2}1987 (Hannover: Hermann Schroedel Verlag KG 1976) – *Pascha-Pony.* Balve: Engelbert-Verlag ^{2}1988 (1978) S. 18-24 – *So klein mit Hut.* Dortmund: Hermann Schaffstein Verlag 1978, S. 11-14 – *Zeit, die durch die Sanduhr läuft.* Dortmund: Hermann Schaffstein Verlag 1979, S. 10-12 – *Anita Dreckspatz.* München: Franz Schneider Verlag 1992 (1980) S. 11-22, S. 35-40 – *Der große Olaf und die kleinen Knüpse.* Hamburg: Cecilie Dressler Verlag 1980, S. 57-62 – *Die kleine Fee.* Balve: Gebr. Zimmermann GmbH 1980, S. 17-21,

S. 29-33 – *Einer zuviel im Klassenbuch.* Hamburg: Cecilie Dressler Verlag ³1984 (1982) S. 5-7, S. 95-98 – *Freunde läßt man nicht im Stich.* Balve: Engelbert-Verlag GmbH 1984, S. 9-27 – *Nelly wartet auf den Frieden.* Hamburg: Cecilie Dressler Verlag ²1985 (1984) S. 152-156 – *Nicole, vierzehn: »Wer will schon mit der gehen?«* Ravensburg: Otto Maier Verlag 1984, S. 106-112 – *Bei Krause zuhause ist immer was los!* Hildesheim: Gerstenberg Verlag 1986, S. 5-10 – *Zwischen Himmel und Hölle.* München: dtv ²1992 (Hamburg: Cecilie Dressler Verlag 1986) S. 9-12 – *Der lustige Laden von Kabitze und Kabunke.* München: Franz Schneider Verlag GmbH 1987, S. 7-21, S. 26-29, S. 45, S. 48-51 – *Drei Omas sind zuviel.* Bindlach: Loewe 1988, S. 15-16, S. 18-20, S. 22-24, S. 29-36 – *Nelly oder Frieden ist was anderes.* Hamburg: Cecilie Dressler Verlag 1988, S. 7-9, S. 181-183 – *Leselöwen Lachgeschichten.* Bindlach: Loewe 1990, S.36-40, S.47-52 – *Kullemulle wird großer Bruder.* Bindlach: Loewe 1991, S.33-38, S.73-75, S.77-79 – *Papa nur für mich.* Bindlach: Loewe 1992, S. 36-43 – *Wer will eine kleine Katze haben?* Hamburg: Friedrich Oetinger 1992, S. 24-34 – *Ein Schmetterlingskuß bringt Glück,* in: *In achtzig Zeilen um die Welt. Reisen – Erleben – Erinnern in Geschichten und Notizen.* Witten: Aktionskreis Literatur in Witten an der Volkshochschule Witten-Wetter-Herdecke 1996, S. 14-16 – *Jim Jumbo auf Reisen.* Hamburg: Friedrich Oetinger 1997, S. 5-17.

Danksagung

Unser besonderer Dank gilt Robert Nippoldt für seine Cover-Illustration.
Jutta Degen-Peters danken wir von ganzem Herzen für ihre vielfältige Unterstützung.
Last, but not least danke ich Beate Schöneich für alles; einfach, weil man einer Mutter nie oft genug Danke sagen kann (Susanne Schöneich).

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73).